

[laut | schrift]

DIE STUDIERENDENZEITSCHRIFT DER UNI REGENSBURG



SOMMERSEMESTER 2020

#29

LAUTSCHRIFT



AUSGABE
#29



EDITORIAL

Liebe Leserschaft,

die Welt steht Kopf in diesem Jahr und so auch unser aller Alltag an der Uni und OTH. Auch für die *Lautschrift*-Redaktion lief dieses Semester nicht ganz so normal wie geplant. Wie es der Titel einer unserer Beiträge bereits verrät, standen wir vor der Frage: »Campus leer und jetzt?«. In so vielen Bereichen des Uni-Lebens wurden in diesem Semester digitale Lösungen gefunden – so auch bei uns. Diese 29. Ausgabe der *Lautschrift* erscheint also in Form eines digitalen Heftes auf unserer Website.

Wer nun einen Blick in diese Online-Ausgabe wirft, wird jedoch feststellen, dass gar nicht alles so anders ist: Treue *Lautschrift*-LeserInnen* finden selbstverständlich unsere altbekannten Rubriken wie die »Schwarz-Weiß-Malerei«, »Die spinnen doch, die ...« oder den Selbstversuch wieder. Natürlich kommt diese 29. Ausgabe der Campus-Zeitschrift nicht um das allgegenwärtige Thema Corona herum. Daher haben wir in einen Teil des Heftes verschiedenen Bereiche der Gesellschaft gewidmet, die von der aktuellen Lage betroffen sind. Von der konkreten Situation an der Uni über Demonstrationen in Zeiten von Abstandsregelungen bis hin zur Kino- und Sportlandschaft Regensburgs haben wir Stimmen eingefangen. Aber so allgegenwärtig dieses Virus auch ist, es passiert noch mehr in der Welt: Mit Beiträgen zu den Themen Schlaf und Traum, dem Phänomen der Meme-Kultur oder der Pressearbeit in Kolumbien möchten wir daran erinnern, wie viel Berichtenswertes sonst noch geschieht. Ein kreatives Werk aus der »Schreibwerkstatt« und zwei Kurzgeschichten runden dieses digitale Heft ab.

In diesem Sinne wünschen wir allen viel Freude mit der Lektüre dieser besonderen Ausgabe der *Lautschrift*, die vielleicht doch gar nicht so anders ist als gewohnt.

Eure

Laura Hiendl, Lotte Nachtmann, Selina Roos und Elias Schäfer
im Namen der gesamten *Lautschrift*-Redaktion

* Werden Personenbezeichnungen aus Gründen der besseren Lesbarkeit in der »Innen«-Form verwendet, so schließt dies selbstverständlich alle Geschlechter ein.

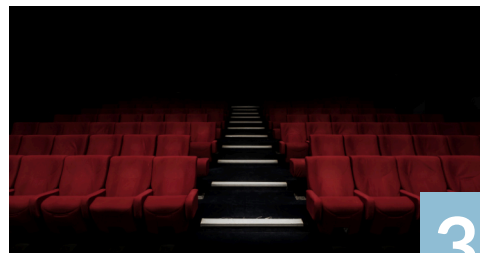
INHALT



38



45



32



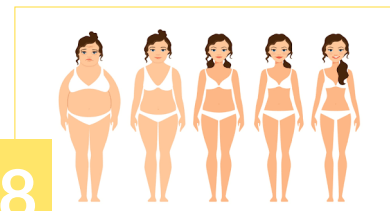
35



54



18



48



24

RUBRIKEN

Schwarz/Weiß-Malerei	6
Wos i scho ollawei wissn wuit ... Warum zuckt man oftmals kurz vor dem Einschlafen? Wir haben nachgefragt.	6
In die Kugel geschaut Ein Rückblick auf die besten Schlagzeilen 2020.	7
What the fuck?!	8
Geht's noch / Die spinnen doch, die ...	10
Selbstversuch Eine Nacht unter freiem Himmel wie in der Wildnis? Ein Experiment auf dem heimischen Balkon.	11

Nachgeforscht Wissenschaftsgeschichte an der Uni Regensburg.	12
AStA-Kolumnen	13
Fresse-Erklärung Ist Schule eine Bildungseinrichtung oder Verwahranstalt für die Kinder? Ein Kommentar.	15
Teil 1: CORONA Artikel zu den Themen Bildung, Digitalisierung, häusliche Gewalt, Profisport und vielem mehr in Zeiten von Corona.	16

Teil 2: ANDERES ALS CORONA Artikel zu den Themen Schlaf, Body-Positivity, Memes und vielem mehr.	40
--	----

KREATIVES

Schreibwerkstatt	57
Kurzgeschichten	58
Platziert – Winzerer Höhen	61

IM PRES SUM

Chefredaktion
Laura Hiendl
Lotte Nachtmann
Selina Roos
Elias Schäfer

Redaktion
Lena Alt
Kati Auerswald
Franziska Baghestani
Anna-Lena Brunner
Paula Boden
Pauline Fell
Celina Ford
Verena Gerbl
Marlene Grimberg
Friederike Hirth
Jan-Mirco Linse
Valentina Mendez
Yvonne Mikschl
Merle Mursch
Lea Wöhl

Redaktionsfotos
Hans Reimann

Cheflayout
Laura Hiendl

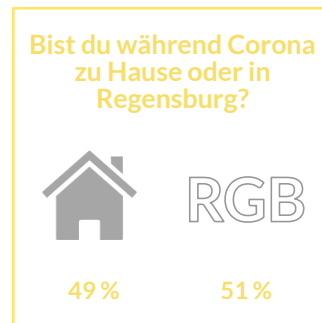
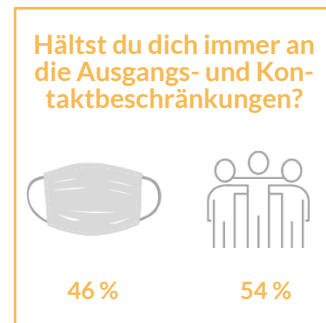
Layout
Lotte Nachtmann
Selina Roos
Elias Schäfer

Modelle
Linus Freymark
Georg Kellendorfer
Hanna Möbs

Herausgeber
Studentischer Sprecher*innenrat
Universität Regensburg
93040 Regensburg

Kontakt
lautschrift@gmail.com
redaktion@lautschrift.org
www.lautschrift.org
facebook.com/lautschrift.org
instagram.com/lautschrift__ur

S/W-MALEREI



WOS I SCHO OLLAWEI WISSN WUIT ...

Warum zuckt man oftmals kurz vor dem Einschlafen?

Viele kennen es wahrscheinlich: Man ist gerade am Einnicken und schon leicht am Träumen, plötzlich stolpert man zum Beispiel und zuckt – mal mehr und mal weniger ausgeprägt – mit seinen Beinen, wodurch man kurz wieder wacher ist. Ich habe mich gefragt: Was passiert da eigentlich in meinem Körper?

PD Dr. Roland Popp, Somnologe am Universitären Schlafmedizinischen Zentrum Regensburg, erklärt:

»Einschlafzuckungen sind ein Phänomen, das jede/r von sich kennt und man auch eher von dem/r PartnerIn mitbekommt. Es handelt sich um ein kurzes Zucken – insbesondere der Beine, das sich manchmal auch wiederholen kann – und nicht um eine richtige Bewegung. Dies ist in der Regel völlig harmlos (außer es kommt so häufig vor, dass man am Einschlafen gehindert wird) und ist Zeichen von Entspannung, die dem Einschlafen vorausgeht. Während des Einschlafprozesses, bei dem auch allmählich das geordnete Denken verloren geht und man Bildhaftes im Kopf aufsteigen sieht, stellt sich also die Motorik vom Wachsein zum Schlafen um. Daraufhin kommt es zu dieser kurzen, plötzlichen Zuckung; der Fachausdruck hierfür ist übrigens (propriospinaler) Myoklonus beim Einschlafen.

Typisch ist: Die Zuckungen treten bei Schläfrigkeit auf und verschwinden beim Eintritt des Schlafes oder geistiger Aktivierung. Oftmals träumt man dabei, dass man in ein Loch steigt, über etwas stolpert oder bei einer Leiter die Sprosse durchtritt. Was für SchlafforscherInnen interessant, aber schwierig zu untersuchen ist: Was war zuerst da? Erst der Traum und dann das Zucken oder umgekehrt erst das Zucken und unser Gehirn kommt schnell mit einer netten Erklärungsgeschichte, warum wir gezuckt haben? Das macht deutlich, dass Träume beziehungsweise das Traumerleben dann auch meistens die Traumerinnerung ist und unser Gehirn vieles im Traum oder durch die Traumerinnerungen produziert.«

von Laura Hiendl

IN DIE KUGEL GESCHAUT

Auch zwanzig Jahre nach dessen Ausbruch beschäftigt das Coronavirus weiterhin die Welt. Nach vielen Jahren der Bekämpfung hat man jedoch genügend Wege gefunden, um mit dem Virus zu leben. Ein Impfstoff ist beispielsweise schon seit Längerem vorhanden. Dennoch stehen viele Menschen diesem reichlich kritisch gegenüber. Aus diesem Grund konnte eine komplette Ausrottung des Erregers noch nicht bewirkt werden. Zudem hegt vor allem die jüngere Generation eine große Faszination für diesen Erreger, der damals die Welt für mehrere Jahre fest im Griff hielt. An der Uni Regensburg interessiert sich eine Gruppe von Studierenden brennend für die ersten Monate nach Ausbruch der Pandemie, als das Virus noch neuartig war und man nicht recht wusste, was es womöglich alles mit der Gesellschaft anstellen würde. Es werden nun alte Zeitungsartikel aus dem Archiv der Bibliothek wieder ausgegraben.

Hier eine Auswahl an Schlagzeilen der heißen Phase:

Corona Extra klagt

Die mexikanische Biermarke *Corona Extra* klagt. Aufgrund der anhaltenden Pandemie sinken die Verkaufszahlen stetig. Auch die mexikanische Regierung stellt sich hinter Firmenchef Antonio Fernando Rodríguez. Man finde es reichlich unfair, dass das neue Virus denselben Namen trage wie die eigene Brauerei.

Björn Höcke fordert Viren-Obergrenze

Wie bereits zuvor in der Flüchtlingskrise steht AfD-Chef Björn Höcke dem Zustrom des fremdartigen Corona-Erregers aus dem Ausland ähnlich polemisch gegenüber. Er setzt sich dafür ein, eine Viren-Obergrenze gesetzlich festzulegen, damit das »chinesische Virus« womöglich nicht noch zur viralen Verfremdung hier in Deutschland führt.

Aiwanger eröffnet Biergarten mit »Kumpel-Tischen« und kehrt damit der Politik den Rücken zu

Hubert Aiwanger, von vielen mittlerweile liebevoll »Hubs« genannt, fasst nun tatsächlich den Mut und nimmt seine phänomenale Marketing-Idee, nämlich die Eröffnung sogenannter »Kumpel-Tische« im eigenen Biergarten, in Angriff. Somit wendet er sich nun endgültig von der Politik ab. Hat er sich da meist eh recht unverstanden gefühlt. Ab sofort ist es also kein Problem mehr, jeweils sechs bis acht Freunde mit in den Biergarten zu nehmen. Die 15 Meter langen »Hubert-Tische« bieten hierfür reichlich Platz!

Ausweitung des Verhüllungsverbots in Frankreich

Emmanuel Macron hat sich durchgerungen! Er möchte das Gefühl der Brüderlichkeit, in Frankreich ohnehin schon großgeschrieben, weiterhin stärken. Darum setzt er sich nun dafür ein, das Verhüllungsverbot, das sich ursprünglich größtenteils auf Burka tragende Muslimas bezog, nun auch auf das Aufsetzen des Mund- und Nasenschutzes zu übertragen. »Menschen mit Maske sind in der Öffentlichkeit einfach viel zu schwer zu identifizieren«, äußert sich Macron gegenüber dem französischen Volk. »Die normalerweise geltenden Sicherheitsstandards können so nicht eingehalten werden.«

Im Nachhinein betrachtet lassen die Schlagzeilen aus der Corona-torpedierten Welt des Jahres 2020 die zukünftigen StudentInnen durchaus schmunzeln.

von Verena Gerbl

Was bleibt, ist der Ekel

Ein warmer Samstag im April. Ich bin mit einer Freundin am Wasser entlang spazieren. Wir quatschen und quasseln, schlendern gemütlich nebeneinander her. Es ist einer meiner ersten Spaziergänge mit einem »zweiten Hausstand« in diesen aufwühlenden Zeiten. Es ist voll, wir sind nicht die einzigen StadtbewohnerInnen, denen es in ihren vier Wänden zu eng wird.

Uns kommt ein Mann entgegen, so um die 30 Jahre alt – schwer einzuschätzen. Er fängt an, laut zu lachen. In unsere Richtung. Er zeigt mit dem Zeigefinger auf mich, auf Höhe meines Oberkörpers. Dann bewegt sich sein Finger weiter nach unten. Er ruft mit sich überschlagender Stimme: »Your vagina is a triangle. And so tight!« Er kreist seinen Finger auf Höhe meiner Hüften. *What the fuck?!* Vor uns läuft eine Frau mittleren Alters, sie hat alles mitbekommen. Ihr Schritt wird schneller. Der Typ biegt in eine andere Richtung ab, sein Lachen wird leiser. Ich schaue an mir herunter. Das erste, was mir in den Sinn kommt: Vielleicht sieht man zu viel? Vielleicht ist meine Hose zu betont? Ich fühle mich berührt – so als hätte er mich angefasst. Ich werde wütend. Meine Freundin und ich schauen einander an, können aber nichts Vernünftiges zu Wort bringen. Uns kommt nichts Hilfreiches in den Sinn. Wir laufen weiter, angeekelt. Ich fühle mich unwohl. Auf einmal höre ich dieses Lachen wieder. Ich drehe meinen Kopf nach rechts: da ist er. Auf einem Fahrrad und ruft mir laut und glotzend entgegen: »Oh yes – your vagina is a triangle. And so tight!« In mir kocht es, ich frage meine Freundin aus dem Affekt: »Darf ich »FUCK YOU« rufen?« Sie schüttelt den Kopf, nimmt mich am Arm. Ich atme ein – aus – ein – aus; fühle mich, als hätte er mich angetatscht. Hat er auch – verbal.

Das Fiese ist, dass ich mich nicht wehren kann. Die Angst, dass er uns hinterherfährt, aggressiv wird oder sich durch meine Interaktion angestachelt fühlt, ist zu groß und zu real. Solche Erfahrungen sitzen tief, sie bleiben und prägen. Ich war spazieren, am hellen Tag, nicht allein, hatte eine Hose und ein T-Shirt an. Diese Erfahrung ist eine von vielen. Ob er daran Spaß hatte, mir vulgäre Satzgefüge an den Kopf zu werfen? Vielleicht war er krank oder einsam oder unternervtelt oder wütend? Nichts, kein Zustand, entschuldigt, erklärt oder verharmlost verbale sexuelle Belästigung. Was bleibt ist dieser verinnerlichte Ekel und die andauernde Befürchtung: Das war nicht das letzte Mal.

von Paula Boden

VENI

Ausgesperrt

Letzten Sommer, im Danzig-Urlaub mit meiner Freundin Maria, schlenderten wir gerade durch die Stadt, als meine Freundin »Eine Rooftop-Bar!« rief. Aufgeregt erstürmten wir das Hotel neben dem Plakat, das auf die Bar hindeutete. Wir stiegen in den Aufzug, fuhren hoch, während nach und nach Leute ein- und ausstiegen. Im letzten Stockwerk angekommen, stiegen alle aus. Vor uns ein moderner Hotelgang; Zimmer an Zimmer. Naiv suchten wir nach der Türe zur Rooftop-Bar. Wir nahmen die erste, die unseren Weg kreuzte – nur, um dann im Treppenhaus zu landen; schien die Falsche gewesen zu sein. Also zog ich an der zugefallenen Tür hinter mir – die sich nicht öffnen ließ, auch nicht von Maria. Das war der Moment, in dem uns unsere missliche Lage bewusst wurde. Die nächsten dreißig Minuten rannten wir panisch und hilfeschreiend das neunstöckige Treppenhaus hoch und runter, hofften, jemand würde uns hören oder zufällig antreffen. Erst dann kam uns die Idee, die Rezeption anzurufen, die uns anschließend zurück zum Eingang brachte. Noch nie war ich so glücklich, ein Luxushotel verlassen zu dürfen. Was hätten wir nur ohne Handyempfang gemacht?

von Kati Auerswald

WHAT THE FUCK

Kulant, kulanter, Deutsche Bahn

Die *Deutsche Bahn* liefert ja so manchen Grund zur Aufregung, meistens aufgrund diverser Verspätungen. Im Zuge der Corona-Pandemie jedoch schoss sie wirklich den Vogel ab. Hatte sie noch groß angekündigt, sehr großzügige Kulanzregelungen beschlossen zu haben, so dachte ich ganz naiv, auch mein gekauftes Monatsticket-Abo problemlos zurückgeben oder außerordentlich kündigen zu können. Doch falsch gedacht: Zwar gelten für normale Fahrkarten sehr großzügige Angebote, aber »für Streckenzeitkarten des Nahverkehrs (sprich *RE*, *RB*, *agilis* und andere regionale Verkehrsanbieter) gibt es keine Kulanzregelungen« – was mein Monatsticket, streckengebunden auf die *agilis*-Verbindung, ist. Das konnte man übrigens nur einer einzigen Mini-Notiz online entnehmen, da man per Mail lediglich eine Standardantwort ohne Info erhielt. Wow, es ist also bei jeder blöden Einzelfahrkarte (selbst bei einem *Bayern-Ticket*) möglich, einen Gutschein zu erhalten, die Fahrt zu stornieren oder später anzutreten. Aber für mein Monatsticket (das jeden Monat 125,70 Euro kostet!) muss ich weiterhin den vollen Preis zahlen, obwohl ich nicht fahren darf und kann?! Und Kündigen ist nur regulär, nämlich sechs Wochen im Voraus zum ersten Geltungstag möglich – so weit in die Zukunft kann man aktuell ja auch ganz super planen. *WTF, Deutsche Bahn?!*

von Laura Hiendl

Best Of Corona

In Zeiten der Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen und des *#socialdistancing* habe ich echt einige skurrile Momente erlebt, bei denen ich nur noch den Kopf schütteln konnte.

Angefangen bei den kleinen Menschenversammlungen, die sich in der Sonne schön auf ein Bier getroffen und dabei KEINE 1,5 Meter Abstand gehalten haben; den FreundInnen, die sich ganz zufällig unterwegs getroffen haben, »bredlbroad« mitten im Weg stehengeblieben sind und man entweder durch ihre 1,5 Meter Abstand hindurch oder hinten oder vorne rum vorbei musste und dabei ebenfalls aufgrund des Gegenverkehrs nicht wirklich viel Abstand halten konnte.

Nicht zu vergessen der Typ, der an der Kasse im eh schon ultraengen Supermarkt am Dachauplatz die roten Linien am Boden konsequent ignorierte und eigentlich schon meine Nackenhaare zählen konnte. Auch die dreimalige Aufforderung der Kassiererin, er möge doch bitte mehr Abstand zu mir halten und warten, bis ich fertig sei, fruchteten nur für etwa zehn Sekunden, dann schien der Hinweis schon wieder seinem Ultrakurzzeitgedächtnis zum Opfer gefallen zu sein.

Oder die Menschen, die anscheinend nicht verstanden hatten, dass der Mund-Nasen-Schutz auch beides bedeckt und man die Nase nicht einfach oben raushängen lassen sollte.

Oder die Frau, die plötzlich mitten im Supermarkt ihre Maske abnahm und sich – selbst nach zweimaligem Auffordern einer Mitarbeiterin – nicht angesprochen fühlte und dann ganz verwundert war.

Aber das Highlight schlechthin war eine Vater-Mutter-Kind-Gruppe, als ich mal auf dem Heimweg war. Die drei vereinnahmten nebeneinander die volle Breite des Gehweges und machten auch keine Anstalten, hintereinander zu gehen oder mir irgendwie die Möglichkeit zu geben, an ihnen vorbeizukommen, ohne mich allzu sehr an ihnen vorbeiquetschen zu müssen. Da in dem Moment keine Autos entlang der Straße parkten und niemand auf der Straße fuhr, entschied ich mich dazu, kurz auf die Fahrbahn auszuweichen, um an den drei vorbeizugehen. Auf gleicher Höhe meinte der Mann dann ganz unauffällig in kaum überhörbarer Lautstärke: »Seht ihr, genau sowas regt mich so auf: Da muss die jetzt zehn Meter Abstand zu uns halten – als ob wir *SO ANSTECKEND* wären!«. Ähm ja. Völlig zurecht anscheinend.

von Laura Hiendl

VIDI

GEHT'S NOCH

Die Corona-Freundlichkeit

von Laura Hiendl

Im Rahmen der Recherche meines Praktikums stieß ich auf einen Online-Artikel einer großen bekannten deutschen Zeitschrift mit vier Buchstaben. Doch leider war zu der für mich relevanten Info keine Quellenangabe vorhanden, welche ich aber benötigte. Daher wandte ich mich mittels Kontaktformular an die Redaktion – mit der Bitte um weitere Informationen. Etwa eine Woche später erhielt ich auch eine Antwort des Artikelautors (orthografisch exakt so geschrieben): »[...] das ist lange her [...] geht aus meinen Emails nicht mehr genau hervor [...] Haben Sie Zugang zu einem Zeitungs-Archiv? Könnte das auch mal raussuchen, aber wie sie sich vllt denken können, haben wir gerade alle Hände voll zu tun«. Okay. Ich versuchte es also über

die Uni, doch leider hatte ich keinen Zugriff auf das Archiv. Während ich noch abwogte, wie ich denjenigen möglichst freundlich bitten könnte oder ob ich mich wohl lieber zu einem späteren und vielleicht günstigeren Zeitpunkt wieder an ihn wenden sollte, traute ich wenig später meinen Augen kaum, als erneut eine Mail von diesem Herrn eintrudelte, in der es hieß »[...] Kein Danke oder so? Warum denn nicht? Machen Sie das immer so?«. Wow. Interessant, dass er keine Zeit hat, um kurz etwas im Archiv nachzusehen, aber dafür, um erneut meine Mail rauszusuchen und mich so anzupampfen. In einer Zeit (ha ha witziges Wortspiel), in der es zig Gründe geben kann, wieso man nicht sofort antwortet. *Herr S., geht's eigentlich noch?!*

DIE SPINNEN DOCH, DIE ... Airlines zu Corona-Zeiten!

von Valentina Mendez

Nach drei Monaten in Kolumbien wollte ich am 30. März mit einem *AirFrance*-Flug von Bogotá über Paris zurück nach München fliegen. Corona würde mir aber einen Strich durch die Rechnung machen.

Ich fuhr einige Male erfolglos an den Flughafen von Bogotá, um mich wegen meines Heimfluges zu informieren. Von Stunde zu Stunde verschlechterte sich die Situation in Europa. Der kolumbianische Präsident Duque änderte stündlich seine Maßnahmen und verwirrte damit das ganze Land. Die Warteschleife der Airline war kollabiert. So auch die Internetseite für die Rückholaktion. Letztendlich griff ich ans Telefon und rief direkt die deutsche Botschaft an. Die nervös klingende Dame am anderen Ende der Leitung meinte: »Frau Mendez, schauen Sie bitte, dass Sie noch VOR Montag mit einem *Avianca*-Flug nach Hause fliegen.« Es war Donnerstag und es gab noch vier *Avianca*-Flüge für Samstag und Sonntag. Wie verrückt klingelte ich meine komplette Familie in Deutschland aus den Federn. Meine Tante gab mir grünes Licht und so kaufte ich mir ein Flugticket für Samstagabend.

Am Samstag fuhr ich sehr früh zum Flughafen, wo mir verkündet wurde, dass ich trotz Ticket auf der Stand-By-Liste stand. WAS? Ich hatte 1.300 Euro umsonst gezahlt? Ich sollte so schnell wie möglich zum Gate laufen und mir meinen Sitzplatz »erkämpfen«. Gesagt, getan. Im Sprint überwand ich alle Hürden der Migrations- und Drogenkontrolle. Am Gate angekommen, sah ich weitere 79 verzweifelte Gesichter. Jetzt hieß es: abwarten und Tee trinken. 15 Minuten vor Abflug sollte die Entscheidung fallen. Endlich ging's los! Nach drei Stunden Wartezeit fingen sie an, die Namen der 16 »Auserwählten« von einem Schmierzettel abzulesen. Bei der ersten Runde war ich nicht dabei, bei der zweiten auch nicht. Als ich bei der dritten Runde nicht vorgelesen wurde, rief ich meinen Freund in Bogotá an und verkündete ihm, dass ich in 30 Minuten zurückfahren würde. Ich fing an zu heulen, als ich hörte: »Valentina Mendez zum Boarding bitte.« Ich kreischte. Die Unsummen hatten sich gelohnt! An meinem hart erkämpften Platz angekommen, setzte ich mich erschöpft neben eine Kolumbianerin und fiel in einen Tiefschlaf.



© Franziska Baghestani

SELBSTVERSUCH



EINE NACHT AUF DEM BALKON

Als Kind klebte an meiner Zimmertür eine Postkarte mit der Aufschrift »Proud to be a Stubenhocker« und das beschreibt mein Kinder-Ich auf den Punkt. Inzwischen kann ich aber sagen: Ich bin gerne draußen, ich mag Zelten und habe zwar schon mitten im Nichts in Schweden wildgecamppt, aber noch nie unter freiem Himmel geschlafen. Das wollte ich jetzt ändern.

Eines Nachts habe ich mich also gegen viertel nach zwölf bei elf Grad Außentemperatur auf dem Steinboden meines Balkons in meiner Heimatstadt hingelegt und war mir nicht sicher, ob ich hier gerade »die Prinzessin auf der Erbse« oder »Wild« mache. Über eine Yogamatte hatte ich zwei Decken und eine Isomatte gestapelt und lag da also in meinem Schlafsack auf diesen vier Schichten unter den Sternen, während ich darauf wartete, wann mir das erste Tier über's Gesicht krabbelt. Es war aber deutlich weniger »Wild« als erwartet, ich habe nämlich ziemlich schnell gemerkt: Stadt bleibt Stadt, auch in der Nacht.

Ich wohne in einem eher ruhigen Wohnviertel. Das mit der Ruhe kann ich nach einer Nacht draußen allerdings nicht mehr bestätigen. Ich war natürlich oft nachts draußen, aber wenn man bis mitten in der Nacht im Garten sitzt oder an der Isar durchmacht, fallen einem die Geräusche der Großstadt nicht so auf, wie wenn man allein auf dem Steinboden liegt und schlafen möchte. Lasst euch gesagt sein: Die Stadt ist laut, auch nachts!

Kurz nachdem ich mich hingelegt hatte, kam erst mal die Tram angefahren und fast gleichzeitig auch die in die Gegenrichtung. Dann irgendwo ein Krankenwagen und auch schon die nächste Tram.

Jetzt sind wohl 20 Minuten rum oder schon eine halbe Stunde? Wie oft fährt nachts die Straßenbahn? Ich bin hier so lange nicht mehr nachts mit den Öffis gefahren. Dass ich nicht wusste, in welchem Abstand die Tram fährt, hat mich dann erst einmal einige Zeit beschäftigt, von Schlaf keine Spur. Irgendwann sind RadlerInnen durch meine Straße gefahren, noch ein Krankenwagen in der Ferne ... Himmel, ist das ein Lärm hier!

Um zwanzig nach eins habe ich nochmal auf die Uhr gesehen, dann bin ich wohl doch irgendwann eingeschlafen. Sehr lange hat der Schlaf aber nicht angehalten, um viertel nach vier wurde ich von den Vögeln geweckt oder vom Sonnenaufgang oder der Kombination aus beidem. Ich blieb noch eine knappe Stunde liegen, denn gemütlich ist es schon, wenn man warm im dicken Schlafsack liegt, einem ein leichter, kühler Wind über das Gesicht weht und man einfach nur daliegt und zusieht, wie der Himmel heller wird. Aber als um fünf Uhr dann mein Nachbar mit röhrendem Motor aus der Garage gefahren ist und es inzwischen wirklich hell war, habe ich beschlossen, die Nacht auf dem Balkon zu beenden und bin ins Bett umgezogen – in der Hoffnung, vor meinem Schwedischkurs am Vormittag noch ein bisschen Schlaf zu bekommen.

Meine letzte Nacht draußen war das aber nicht. Mein Vorhaben ist jetzt, das Ganze nochmal ein bisschen abenteuerlicher irgendwo außerhalb der Stadt zu probieren – ohne Tram, RadlerInnen und die allgemeine nächtliche Geräuschkulisse der Stadt. Und meine Illusion von einer Nacht in der freien Natur gebe ich definitiv noch nicht auf.

Franziska Baghestani (22) studiert Psychologie und sieht sich trotz missglückten Erstversuchs noch immer irgendwann in der skandinavischen Wildnis unter freiem Himmel schlafen.



DAS FACH WISSENSCHAFTSGESCHICHTE AN DER UNIVERSITÄT REGENSBURG

von Yvonne Mikschl

»Wir versuchen in unseren Veranstaltungen, immer Bezüge zu aktuellen Ereignissen herzustellen. Die Notwendigkeit war noch nie so offensichtlich wie in der derzeitigen Pandemie«, sagte Dr. Christian Reiß in einer Pressemeldung zum Seminar »COVID-19: Eine Wissenschafts- und Medizingeschichte, circa 1800-2021«. Das Interesse an dieser besonderen Veranstaltung ist hoch – kein Wunder, da es kaum Kurse an der Universität gibt, die sich mit aktuellen Ereignissen beschäftigen. Das Seminar bietet aber auch eine gute Gelegenheit, in den Studiengang Wissenschaftsgeschichte hineinzuschnuppern, denn dieser feiert im Jahr 2021 fünfzigjähriges Bestehen.

»Das Anliegen der Wissenschaftsgeschichte besteht nicht zuletzt darin, Merkmale wissenschaftlicher Erkenntnis und deren Auswirkung auf die Gesellschaft anhand historischer Beispiele zu verstehen«, so Christian Reiß, Fachstudienberater des Fachs und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl von Prof. Omar Nasim. Der Blick von der Geschichte auf die Gegenwart und Zukunft spielt somit eine zentrale Rolle. Zudem wird in den Vorlesungen versucht, zu verstehen, welches Wissen zu einer bestimmten Zeit als wahr angesehen wurde. Dass dies umgesetzt wird, zeigt der Blick ins Vorlesungsverzeichnis. Besonders die Seminare setzen diesen Sprung gut um. Als Beispiel soll das im Wintersemester 2017/2018 stattgefundene Seminar

»Concrete Utopia: Die Wissenschaftsgeschichte der Universität Regensburg zwischen Bildungsreform und Kaltem Krieg, circa 1967-1980« dienen, das sich zu Beginn mit der allgemeinen Universitätsgeschichte auseinandersetzt und sich im Verlauf die Universität Regensburg als Fallbeispiel ansah, die zu diesem Zeitpunkt fünfzigjähriges Bestehen feierte.

Warum Wissenschaftsgeschichte an der Universität Regensburg studieren?

Der Studiengang ist eine Kombination mehrerer Fachbereiche, denn hier treffen Geschichte und Naturwissenschaften aufeinander. Aufgrund dessen sind die Vorlesungen und Seminare für alle Studiengänge frei zugänglich – und das ist in den Seminaren, die einen hohen Diskussionsgehalt haben, auch zu spüren. Die Zahl derer, die Wissenschaftsgeschichte im Bachelor oder Master als Nebenfach belegen, ist im Vergleich zu anderen Fächern sehr gering; im Sommersemester 2019 waren es insgesamt 42 Studierende. Dies ermöglicht auch einen besseren Austausch mit den Dozierenden. Das soll sich allerdings bald ändern, wie Reiß auf Nachfrage verrät. Er stelle sich Wissenschaftsgeschichte als Fach zwar weiterhin an der Universität vor, wünsche sich aber eine größere Zahl an Studierenden und eine größere Professur für eine rosige Zukunft.

ZUKUNFT DER LEHRE WAS BLEIBT AUS DEM DIGITALEN SEMESTER?

von Andreas Veh & Thilo Hohl

Unser diesjähriges Sommersemester wird durch sein digitales Format als ein besonderes in Erinnerung bleiben. Aktuell wird der digitale Aspekt über verschiedene Plattformen verwirklicht: Wie üblich erfolgt die Veröffentlichung von Dokumenten und Vorlesungen asynchron auf GRIPS; auch live werden Vorlesungen, Seminare und Übungen abgehalten, größtenteils (trotz Datenschutzbedenken) per Zoom. Wobei auch die von der Universität gehostete Plattform Rocket-Chat eine interne Alternative darstellt, die in geringem Maße verwendet wird. Nach Eindruck der Autoren funktionieren die Online-Plattformen im Großen und Ganzen flüssig, von anfänglichen Problemen am ersten Tag einmal abgesehen. Chancengleichheit unter Studierenden ist dadurch trotzdem nicht gegeben, da der Netzausbau im Lande immer noch höchstens mittelalterlichen Standards entspricht. Deswegen müssen Live-Inhalte auch im Nachhinein auf GRIPS zur Verfügung gestellt werden.

Ob die für das Ende des Semesters im August und September geplanten Prüfungen durchführbar sind, ist zum aktuellen Zeitpunkt (Anfang Juni) nicht gesichert. Die Universitäten »fahren auf Sicht«. Dass in wenigen Wochen bereits wieder Prüfungen mit teils dreistelligen Personenzahlen in Präsenz gehalten werden können, bleibt zu hoffen, da eine Online-Prüfung zwar möglich ist, aber keine reibungslose Durchführung garantiert (siehe mittelalterliche Standards).

Erfreulicherweise wird in der Rahmenprüfungsordnung für das Sommersemester das Fernbleiben genauso wie das Nichtbestehen einer Prüfung als Freiversuch gewertet. Eine bestandene Prüfung wird allerdings gewertet, was bei Klausuren, die nicht nur auf reines Bestehen abzielen, die grundlegende Motivation hemmen könnte, die Prüfung abzulegen. Wer eine schlechte Note vermeiden will, wird der Prüfung deshalb womöglich eher fernbleiben. Das würde aber unter dem Strich zu einem verlorenen Semester im Vergleich zum Regelbetrieb bedeuten. Besser für Universität und Studierende wäre eine Möglichkeit zum zeitlich begrenzten, nachträglichen Rücktritt von der bestandenen Prüfung.

Wie werden sich die kommenden Semester verändern? Derzeit ist nicht abzusehen, dass im kommenden Wintersemester wieder eine reine Präsenzlehre stattfinden wird. Es existieren allerdings auch gute Gründe, die Online-Lehre zu einem festen Bestandteil der universitären Lehre zu machen. Sie ermöglicht nicht nur eine flexiblere Gestaltung des Studiums für Personen, die nicht in der Lage sind, herkömmliche Veranstaltungszeiten wahrzunehmen – sie hat auch das Potenzial, den drängenden Raummangel an der Universität Regensburg zumindest abzumildern. Besonders Frontalvorlesungen, die weniger auf physische Interaktion zwischen dem Lehrpersonal und den Studierenden angewiesen sind, könnten in den digitalen Raum verlegt wer-

den. Dafür ist mittelfristig eine intensivere Auseinandersetzung des Lehrpersonals mit der digitalen Vermittlung von Inhalten und die Bereitstellung von Hardware erforderlich.

Bei einer solchen dauerhaften Implementierung der Online-Lehre als festen Teil des Universitätsangebots ist dennoch nicht zu vergessen, dass die Universität mehr als nur ein Vehikel reiner Wissensvermittlung für ihre Studierenden darstellt. Sie ist auch ein Raum für kritische Reflektion, Diskurs und Austausch von Ideen und Lebenswelten, sie dient der Selbstentfaltung und Weiterentwicklung. Zumindest stellt sie das im Optimalfall dar. Das »Element Campus« ist Teil der Hochschulerfahrung und muss als solcher bestehen bleiben.

Studentischer Sprecher*Innenrat der Uni Regensburg

Wir sind die gewählte Studierendenvertretung der Universität Regensburg. Unser Ziel ist es, Euch zur Seite zu stehen, um die Universität nach den Interessen der Studierenden mitzugestalten.

Ihr seid herzlich auf unsere Sitzungen eingeladen! Egal, ob ihr euch informieren oder mitgestalten wollt, nehmt teil!

Die Sitzung findet **dienstags um 18:15 Uhr**, vorerst über **Discord**, statt (Link auf Anfrage).

CORONA DRÜCKT DIE SCHERE ZWISCHEN ARM UND REICH WEITER AUF

Viel zu spät hetzt man sich um kurz nach acht Uhr den Uni-Berg hoch, um dann verschwitzt im Vorlesungssaal anzukommen. Dann ist nur noch ganz vorne was frei und alle schauen dich an, weil der klapprige Stuhl so knarzt, als du dich hinsetzt.

Fast melancholisch denken wir an solche Momente zurück. Immer wieder bemerken wir, dass es doch ganz entspannt ist, morgens im eigenen weichen Bett liegen zu bleiben und sich im Halbschlaf schnell auf Zoom einzuloggen, sich dann aber einfach zu muten, um weiter zu dösen. Zugabenermaßen hat die aktuelle Situation (und das Vorantreiben der digitalen Lehre) für viele Studis Vorteile und schafft Flexibilität, doch dieser Blick wäre eine sehr einseitige Sicht auf die momentane Situation: Weniger Privilegierte trifft die Krise sehr hart. Wir wollen uns hier zunächst auf die Studi-Perspektive beschränken, möchten aber zum Weiterdenken anregen: Welche Personengruppen trifft es noch härter?

Zurück zu den Studis: Im Kontrast zu denen, die im Garten des Elternhauses die Zoom-Vorlesung verfolgen können, sitzen andere mit ihrer Familie in der zu kleinen Wohnung fest. Es ist gut denkbar, dass diese Wohnung keinen Garten hat und sich die studierende Person das Zimmer teilen muss, auch pflegebedürftige Großeltern können noch im Haushalt leben. Wann also in Ruhe lernen, wenn der Lernraum Universität nicht

zugänglich ist? Wie gut kann man schon lernen, wenn man in einer lauten Umgebung (Baustellen, Familienangehörige, Industrie,...) lebt? Was, wenn aufgrund finanzieller oder infrastruktureller Probleme die Internetverbindung unzuverlässig ist? Wenn man den Luxus einer eigenen Wohnung hat: Wie hält man diese, wenn das BAföG eh nicht reicht und der Job in der Gastro wegfällt? Apropos BAföG: Wie weist man überhaupt nach, dass man wegen Corona nicht dieselben Studienbedingungen hatte wie in einem regulären Semester? Es ist ja alles (?) online verfügbar – doch reicht das?

Wie kann eine Mutter zweier Kinder in ihrer Wohnung konzentriert lernen, ganz ohne Kinderbetreuung? Wie kommt eine depressive Person ohne die Tagesstruktur, die die Uni bietet, klar? Wie kompensiert sie die fehlenden sozialen Kontakte an der Uni?

Hier wären noch viele weitere Beispiele denkbar. Dies alles soll zeigen, dass die Corona-Krise den Zugang zu Bildung in strukturell benachteiligten Situationen sehr erschwert. Das fängt schon viel früher an, denn dieselben Probleme treffen auch SchülerInnen: Ge-

rade für Kinder bildungsferner Familien, die akut von Armut bedroht oder betroffen sind, fallen Bildungsmöglichkeiten weg. Somit deckt Corona all die strukturellen Probleme im Bildungssystem auf, die zuvor zum Beispiel durch soziales Engagement kompensiert wurden. Dass hier besonders mehrfach diskriminierte Menschen benachteiligt werden, sollte keine Neuigkeit mehr sein. Auch hier erneut unser Aufruf: Werdet euch eurer Privilegien bewusst! Lasst uns als Studierende, als Gruppe, die meistens viele Privilegien in sich vereint, auf die Benachteiligten unserer Gesellschaft sehen, ihnen zuhören und gemeinsam für ein System eintreten, das keine solchen Ungleichheiten fördert, vor allem nicht in Krisensituationen!

Unser Fazit: Die Corona-Krise bringt das schon instabile Bildungssystem ins Wanken und zeigt uns ganz klar, wie weit wir in Deutschland von Bildungsgerechtigkeit entfernt sind. Das darf nicht so bleiben!



© Unsplash, Annie Spratt

Diese Frage muss man sich angesichts der katastrophalen Nichtlösungen für Familien in Zeiten von Home-Schooling stellen. Die Corona-Pandemie bringt das unangenehme Eingeständnis zum Vorschein, dass Schule schon lange nicht mehr nur ein Ort des Lernens ist.

Ein Kommentar aus der Chefredaktion.

Homeschooling schimpft sich das Stichwort der Stunde. Digital sollte es viele Wochen lang gehen und wird es zumindest teilweise wohl auch noch länger funktionieren müssen. Niemand weiß schließlich, ob eine Wiederaufnahme des regulären Schul- und auch Kitabetriebs in gewohnter Form empfehlenswert oder überhaupt möglich ist. Zweite Welle lässt grüßen? Wenn die letzten Monate aber eines gezeigt haben, dann, dass Digitalisierung in Deutschlands Schulen eigentlich Schnee von Übermorgen ist. Schlechte Internetverbindungen, fehlende Endgeräte, überlastete Lernplattformen ... Die Liste ist lang. Niemand hat sich – und daran hat auch der vergangene Jahr beschlossene *DigitalPakt Schule* nichts geändert – je ernsthaft mit digitalem Unterricht beschäftigt. Zugabenermaßen auch, weil man es nicht musste. Jetzt muss man es. Nicht zuletzt, da der Unterricht von zu Hause die Folgen sozialer Ungleichheiten für das Bildungsniveau von SchülerInnen noch einmal drastisch verschärft. Da frage ich mich: Warum werden wieder einmal ganz schnelle Lösungen in so vielen Bereichen der Wirtschaft gefunden, während das Bildungswesen weiterhin vor einem föderalen Chaos an kaum funktionierenden Halbansätzen steht? Aber eines ist noch viel bedenklicher als die Ignoranz gegenüber den Bedürfnissen der Jüngsten unserer Gesellschaft. Denn wenn wir ganz ehrlich sind, geht es bei dem Schrei nach einer baldigen Rückkehr zu einem Normalbetrieb in Schulen und Kitas nicht darum, dass die Kinder wieder etwas lernen. Es geht darum, dass sie endlich wieder aus dem Haus geschafft werden. Das ist aber keineswegs die Schuld der tatsächlich überforderten Eltern und vor allem Mütter. Die Corona-Pandemie deckt auf erschreckende Weise auf, was für ein Standing Kinder eigentlich in unserer Gesellschaft haben. Sobald der Nachwuchs auf der Welt ist, müssen sich viele Eltern letztlich die Frage stellen, wie sie ihn so schnell wie möglich wieder loswerden. Und nicht, weil sie ihre Kinder nicht lieben würden, sondern weil ihnen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen genau das vorschreiben. ArbeitgeberInnen graut es vor dem

Wort »Elternzeit«: Mütter sollen am besten so schnell es geht wieder in den Beruf einsteigen und Väter bitte gar nicht erst eine Auszeit für die Familie nehmen. Denn ein grundsätzliches Problem, das der klassischen und überholten Rollenverteilung zwischen Mann und Frau zugrunde liegt, wird durch ein neues, emanzipiertes Bild der arbeitenden Mutter nicht gelöst. Wenn beide Elternteile arbeiten, wird eines Tages vielleicht die Geschlechterungerechtigkeit überwunden, aber die Kinder werden immer noch da sein. Die Lösung für das Dilemma wird an die Schulen und Kitas weitergegeben. Da frage ich mich dann aber, ob die Schul- und Betreuungseinrichtungen neben ihrem vordergründig proklamierten Bildungsauftrag nicht mittlerweile doch eher die Funktion einer Verwahranstalt übernehmen. Randstunden- und Ganztagsbetreuung erfüllen doch inzwischen ganz andere Aufgaben als die reine Vermittlung von Lernstoff. Corona zeigt das mit besonderer Härte. Dass Homeschooling nur eine Seite der Medaille ist, haben die allermeisten Eltern sicher in dem Moment gemerkt, als sie dem Nachwuchs die längst vergessene schriftliche Division beibringen sollten. Fällt die Schule aus, fällt aber eben nicht nur der Unterricht weg, sondern auch die Zeit, die die Kinder außer Haus sind. Jetzt sind sie wieder zu Hause und werden zum Störfaktor für unsere dem deutschen Arbeitsethos namens Effizienz hinterherhechtende Gesellschaft, den die Verwahranstalt Schule oder Kita zu beheben versucht.

Lotte Nachtmann (22) studiert Demokratiewissenschaft und zieht beim Schreiben dieses Textes den inneren Hut vor allen Eltern, die gerade schriftliche Division erklären müssen.



TEIL 1 – CORONA

Campus leer und jetzt? 18

Wie sieht der Hochschulalltag zu Pandemie-Zeiten aus?
Umgehört bei vier VertreterInnen der Uni.

Kleiner Virus – große Wirkung 22

Können wir nach dem Erreger überhaupt einfach in die alte
»Normalität« zurückkehren?

FightEveryCrisis 24

Wie die Demos von *Students for Future* in Zeiten von Corona
aussehen und was sie für die Zukunft lernen.

»Digital first, Bedenken second« 26

Zwangsdigitalisierung durch Corona? Eine Meinung.

Häusliche Gewalt in Corona-Zeiten 28

Lässt sich – wie häufig berichtet – wirklich ein Zuwachs vermerken?
Fragen an ein Regensburger Frauenhaus.

Coronaismus – Wie ein winziger Erreger einen riesigen Keil durch die Gesellschaft treibt 30

Zeigt der Virus, wie zerrissen unsere Gesellschaft schon vor der
Pandemie war?

Corona hinter'm Vorhang: Kinos in der Krise? 32

Welche Auswirkungen hat Corona auf die Kinos und die
Filmbranche? Ein Gespräch mit der Betreiberin des *Regina*-Kinos.

Der Spitzensport in der Zwickmühle 35

Wie erleben die Regensburger Sportvereine die Corona-Zeit?

G'sichter hinter der Regensburger Gastro 38

Konsequenzen der Krise aufgezeigt an Kurzprofilen beliebter
Gastro-Spots in Regensburg.

CAMPUS LEER UND JETZT?



Der im Sommersemester sonst so lebendige Campus ist dieses Jahr völlig ausgestorben. © Lotte Nachtmann

Das Sommersemester 2020 wird uns allen als ein ganz besonderes in Erinnerung bleiben. Inzwischen wurde die digitale Lehre für die meisten zum Alltag. Doch zum Studieren, Forschen und Leben auf dem Campus gehören mehr als nur Zoom-Sitzungen und Notausleihe von Büchern. Wir haben uns bei verschiedenen VertreterInnen des universitären Lebens umgehört, was die größten Herausforderungen für den Hochschul-Alltag in Pandemie-Zeiten sind.

Der AStA – Zoom-Meeting vs. Uni-Alltag

Ein Interview mit den Studentischen SprecherInnen Hanna Röder und Quirin Quansah.

In welchen Bereichen der digitalen Uni besteht eurer Auffassung nach noch Verbesserungsbedarf?

Absolut unzureichend sind die BAföG-Regelung und der Unterstützungsfonds für Studierende auf Bundes- und Landesebene. Außerdem ist die Kommunikation mit der Universität teilweise etwas schwierig. Sie und das Ministerium schieben sich gegenseitig die Verantwortung zu und es wird stets auf die nächstkleinere Organisation verwiesen; manches erfährt man erst im Nachhinein. Die einfachsten Angelegenheiten der Studierenden werden zum Spießrutenlauf.

Welche Teile des Universitätsalltags lassen sich digital umsetzen? Und was kann die Technik nicht ersetzen?

Jegliche Art von studentischem Engagement ist natürlich massiv eingeschränkt, da das soziale, kulturelle, aber auch politische Leben an der Uni nicht mehr stattfinden

und leider nicht durch Online-Angebote ersetzt werden kann. Durch den fehlenden Präsenzbetrieb fällt der Austausch der Studierenden über ihre Probleme mit dem aktuellen Semester weg, wodurch Kritik nicht zur Sprache kommt. Beispiele hierfür sind die Situation der LehramtsanwärterInnen und die unzureichenden »Nothilfen« für Studis. Und auch wenn auf Webinare und Online-meetings ausgewichen wird, ist es doch etwas anderes, ob ich mit einem Bier vor einem Bildschirm im Zimmer sitze oder mit Freunden auf dem Campusfest feiere und neue Leute kennenlerne.

Wie ist eure Haltung zum Solidarsemester?

Dass man dieses Semester nicht als »normal« bewerten kann, ist allen Beteiligten klar. Die besonderen Herausforderungen der Pandemie in Alltag und Studium sollten angemessener berücksichtigt werden. Ein erster Schritt ist schon, dass nicht bestandene Prüfungen nicht gewertet werden. Uns ist das aber nicht genug: Studierende sollten nicht unter ECTS-Zwang stehen und die Beweis-pflicht für eine Corona-bedingte Verzögerung des Studiums nicht bei ihnen liegen. Wir hoffen auf eine Regelung, nach der dieses Semester nicht an die Regelstudien-

zeit angerechnet wird.*

Inwieweit ist der Studiengang entscheidend dafür, dass die digitale Lehre umgesetzt werden kann?

Auch wenn einem vielleicht Laborpraktika und Sportkurse als erstes in den Sinn kommen, ist der Studiengang prinzipiell für dessen erfolgreiche Umsetzung unerheblich. Relevanter für die Qualität der Lehre sind die jeweiligen Rahmenbedingungen: die Kapazitäten der Sekretariate und VerwaltungsmitarbeiterInnen und die innerhalb kürzester Zeit enorm gewachsene Belastung des akademischen Mittelbaus. Zudem leben ja die meisten Kurse und Vorlesungen auch von Diskussionen und Gesprächen der TeilnehmerInnen. Lesesäle mit Literatur zur Reflexion oder Themenfindung für Arbeiten sind fester Bestandteil eines Studiums. Das lässt sich nicht einfach so digitalisieren. Vor allem nicht von jedem Lehrkörper, ohne Vorerfahrung in sehr kurzer Zeit. Wichtig ist die angemessene soziale und finanzielle Unterstützung für Studierende. Letztendlich ist die Frage, ob während der Krise dafür gesorgt wird, dass strukturelle Ungleichheiten nicht verstärkt und Ängste sowie Unsicherheiten so gut wie möglich klein gehalten werden.

Die Universität als Krisenmanagerin

Der Kanzler der Universität Regensburg, Dr. Christian Blomeyer, befand sich auf einer Dienstreise in Südafrika, als sich die weltweite Krisenlage rund um das neuartige Coronavirus immer mehr verschärfte. Kurz nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde am 16. März der Katastrophenfall in Bayern ausgerufen und daraufhin schließlich der Lehrbetrieb eingestellt. Vor Ort in Regensburg wurde rasch der bayerische Pandemieplan umgesetzt. »Je dynamischer die Lage wurde, desto klarer war, dass jetzt gehandelt werden muss«, betont Blomeyer. »Im Nachhinein hat man dann gesehen, dass diese schnelle Reaktion sehr richtig war.«

Aufgrund der großen zeitweisen Knappheit schätzt Blomeyer auch für die Universität die Beschaffung von Hygieneartikeln wie Masken, Desinfektionsmittel und Einmalhandschuhen als größte krisenbedingte Herausforderung ein. Für

besonders gelungen hingegen hält er die Verlegung eines Großteils der Beschäftigten aus der Verwaltung ins Homeoffice: In zwei Wochen wurden vormals langwierige bürokratische Prozesse abgekürzt und Homeoffice-Anträge radikal vereinfacht. Somit gelang es, in zwei Tagen rund 280 Mitarbeitende an den Heimarbeitsplatz zu verlegen.

Trotz des aktuell eingestellten Publikums- und Parteienverkehrs an der Uni finden dort seit Mai teilweise Prüfungen in Präsenzform statt. Im Vorfeld wurden dafür Infrastrukturvorkehrungen getroffen, unter anderem Einbahnstraßenregelungen in Gebäuden und das Anbringen von Hinweisschildern in den Prüfungsräumen. Zuständig dafür ist die eigens in der Krise eingerichtete Arbeitsgruppe »Task-Force Prüfungen« unter der Leitung von Prof. Dr. Nikolaus Korber, dem Vizepräsidenten für Studium, Lehre und Weiterbildung. Auch der übliche laufende Betrieb ist weiterhin notwendig. Das heißt: Personal wird einge-

stellt, Mittel werden beantragt, Einkäufe getätigt und – nicht zuletzt – die Baustelle am Campus vorangetrieben. Für die Bauarbeiten mache man sich auch die Abwesenheit der Studierenden zunutze und ziehe gewisse Arbeiten vor, so der Kanzler.

Christian Blomeyer hält auch nach überstandener Krise das vereinfachte Homeoffice-Konzept sowie ein flexibleres Arbeitsmodell für eine mögliche Perspektive innerhalb der Universitätsverwaltung. Durch die Pandemie werde die ohnehin dynamische Entwicklung bei der Digitalisierung im öffentlichen Bereich in seinen Augen weiter verstärkt. Dennoch plädiert er für eine gut eingestellte Balance zwischen den Arbeitsorten: »Homeoffice ist keine Dauerlösung. Dort fehlt den Mitarbeitenden die beiläufige Kommunikation im Büro, auf dem Flur und in der Mensa.« Diese Entwicklung zeige sich nun im angestiegenen Redebedarf der Beschäftigten und müsse im Nachhinein noch genauer analysiert werden.

Die digitale Uni – Lehren und Lernen in der Corona-Krise

Der Übergang von »ganz normalen« Präsenzveranstaltungen hin zu einer reinen Online-Lehre war wohl für die meisten Studierenden alles andere als fließend. Daher wollten wir vom Vizepräsidenten für Studium, Lehre und Weiterbildung, Prof. Dr. Nikolaus Korber, wissen, wie der universitäre Lehrbetrieb diese recht plötzliche Umstellung bislang gemeistert hat.

Was für die Studierenden so plötzlich kam, baut Korber zufolge auf jahrelangen Erfahrungen mit Formaten der digitalen Lehre auf: Das »Blended Learning« oder der »Inverted Classroom« seien – neben der klassischen Aufzeichnung von Lehrveranstaltungen – schon in vielen Studiengängen regelmäßig ausprobiert worden. Seit 2017 finde außerdem jedes Jahr der »Tag der Digitalen Lehre« statt, der vom

hiesigen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsdidaktik zusammen mit dem Rechenzentrum initiiert worden und mittlerweile überregional bekannt sei. Dennoch verstehe sich die Universität Regensburg weiterhin als eine Präsenzuniversität, wodurch sie in der aktuellen Krise im Lehrbetrieb durchaus vor großen Herausforderungen stand. »Insbesondere in Bezug auf die Netz-Infrastruktur wurden viele Befürchtungen geäußert, die sich aber alle nicht bewahrheitet haben. Unsere Kapazitäten waren auch zu Zeiten der höchsten Nutzung noch nicht einmal annähernd ausgelastet«, betont Nikolaus Korber. Bei der Hardware habe es aber an vielen Stellen Nachbesserungsbedarf gegeben; so wurden etwa in kürzester Zeit Laptops, Kameras und Mikrofone über einen Unterstützungsfonds organisiert.

Hinsichtlich einiger sehr praxisnaher Studiengänge, wie in den

Natur- und Lebenswissenschaften, gibt Korber allerdings zu bedenken, dass es oft keine tragfähigen digitalen Konzepte gebe: »Hier kann man zwar über virtuelle Laborsimulationen nachdenken, das Lernziel ist aber immer noch die eigene praktische Erfahrung.« Auch im Bereich Sport, Musik und Kunst fehlten geeignete Umsetzungsmöglichkeiten.

Um dabei den individuellen Studienfortschritt so ungehindert wie möglich gewährleisten zu können, unternehme die Universität große Anstrengungen. Für einen Ausgleich Sorge beispielsweise die spezielle Rahmenprüfungsordnung für das Sommersemester: Jede Prüfung sei dabei ein freier Prüfungsversuch: »Bei Bestehen zählt das Ergebnis, bei Nichtbestehen kann die Prüfung unproblematisch wiederholt werden«, versichert Nikolaus Korber. Zudem werde das aktuelle Semester prüfungsrechtlich weder als Fachsemester gezählt noch auf die Regelstudienzeit angerechnet, wodurch sich auch die in den Prüfungsordnungen genannten Fristen verschoben. Digitalen Prüfungen, wie sie in einigen europäischen Ländern bereits etabliert sind, steht der Vizepräsident allerdings noch kritisch gegenüber und sieht hier eine wichtige Herausforderung für die kommenden Monate: »Distanzklausuren sind zwar prinzipiell möglich, bei uns jedoch noch mit sehr vielen prüfungs- und datenschutzrechtlichen Problemen belastet.«

Insgesamt zeigt sich Korber sehr zufrieden mit der Umstellung auf ausschließlich digitale Lehrformate in einer solch kurzen Zeit. Dabei sei er besonders dankbar für das Engagement der Lehrenden: »Viele mussten durch Kinderbetreuung und Homeschooling zusätzlich noch weitere Herausforderungen meistern, das ist schließlich auch zu bedenken.« Von den vielen zusätzlichen Erfahrungen mit der Online-Lehre in den letzten Monaten werde man nun profitieren und diese auch in zukünftige Lehrkonzepte einfließen lassen. Nikolaus Korber sieht dabei die Weiterentwicklung der Lehre als ein zentrales Ziel – bei dem die Universität eigenständige Verantwortung trägt: »Ich erwarte, dass in diese Prozesse jetzt ein ganzer Schwung Ideen und Verbesserungsvorschlägen speziell im Kontext digitaler Lehre hineingetragen wird.«

Das Studentenwerk – Arbeitgeber und Dienstleister

Eine der akutesten Herausforderungen für das Studentenwerk Niederbayern/Oberpfalz (STWNO) stellen die Reisebeschränkungen für internationale StudentInnen dar. Bereits immatrikulierte Studierende konnten nicht einreisen und ausländische Studierende, die bereits vor Ort waren, sind in vielen Fällen eilig in ihre Heimatländer zurückgekehrt. Dies und die unsichere Lage für viele StudienanfängerInnen haben zu Leerständen von 6,8 Prozent in den Wohnheimen des Studentenwerks geführt. Das ist ungewöhnlich, zumal normalerweise gerade einmal jede/r dritte bis fünfte BewerberIn überhaupt einen Platz erhalten kann, so Gerlinde Frammelsberger, Geschäftsführerin des Studentenwerks. Hinzu kommt, dass viele Studierende ihre Miete aufgrund fehlender Nebenjobs nicht mehr bezahlen können. »Wir haben beschlossen, all den neuen Stundungsanträgen für Mietzahlungen stattzugeben. Jetzt wird versucht, individuelle Lösungen für Ratenzahlungen zu finden«, so die Geschäftsführerin des STWNO.

Bei den Bafög-Anträgen konnte das Studentenwerk eine leichte Zunahme feststellen. Für Unsicherheit bei AntragstellerInnen und MitarbeiterInnen sorgte vor allem die zunächst unklare Regelung über die Anrechnung dieses Sommersemesters auf die Regelstudienzeit beziehungsweise die Fachsemesterzahl.

Doch das Studentenwerk ist nicht nur Dienstleister für viele Studierende, sondern auch Arbeitgeber von insgesamt 320 MitarbeiterInnen. Für die rund 200 Beschäftigten im seit 23. März geschlossenen Gastronomiebereich ist laut Tarifvertrag eigentlich keine Kurzarbeit vorgesehen. »Wir konnten uns mit dem Personalrat aber auf eine Dienstvereinbarung verständigen, die nicht nur Kurzarbeit ermöglicht, sondern einen hundertprozentigen Lohnausgleich schafft. Die üblichen 60 bis 67 Prozent hätten für viele Beschäftigte niedriger Gehaltsklassen nämlich zu einer echten Notlage geführt«, so Frammelsberger. Mit der Wiedereröffnung einiger Cafeterien seit dem 04. Mai und der Wiederaufnahme des Mensabetriebs seit dem 11. Mai – beides zunächst nach dem To-Go-Prinzip – kann-

ten 30 Angestellte ihre Arbeit zum Teil wieder aufnehmen. Ab Ende Mai ist auch ein Lieferdienst der Mensa-Gerichte hinzugekommen. Alles natürlich im Rahmen des betrieblichen Pandemiekonzepts.

Gerlinde Frammelsberger geht davon aus, dass diese Neuerungen im Gastronomie-Betrieb des STWNO auch längerfristig Einzug halten könnten. »Man kann nach Corona vermutlich nicht wieder komplett zum analogen Universitätsbetrieb zurückkehren. Wir gehen daher davon aus, dass auch nach der Krise weniger los sein wird auf dem Campus. Eine dauerhafte Kombination aus traditionellem Mensa-Betrieb und den neuen Angeboten ist also nicht unwahrscheinlich.«

**Laut der am 06. Mai beschlossenen »Rahmenprüfungsordnung Sommersemester 2020«, Paragraph 8 sind die »Studienhöchst- und Prüfungsfristen, die am Ende des Sommersemesters ablaufen, [...] bis zum Ende des Wintersemesters 2020/21 verlängert«.*



Sonst ist sie Dreh- und Angelpunkt des studentischen Lebens im PT, jetzt ist die Cafete wie alle anderen auf dem Uni-Campus mit Flatterband abgesperrt. © Lotte Nachtmann



Pauline Fell (21) studiert Politikwissenschaft und Französisch und würde auch gerne mal wieder mit FreundInnen anstoßen, am liebsten natürlich auf dem Uni-Campus.



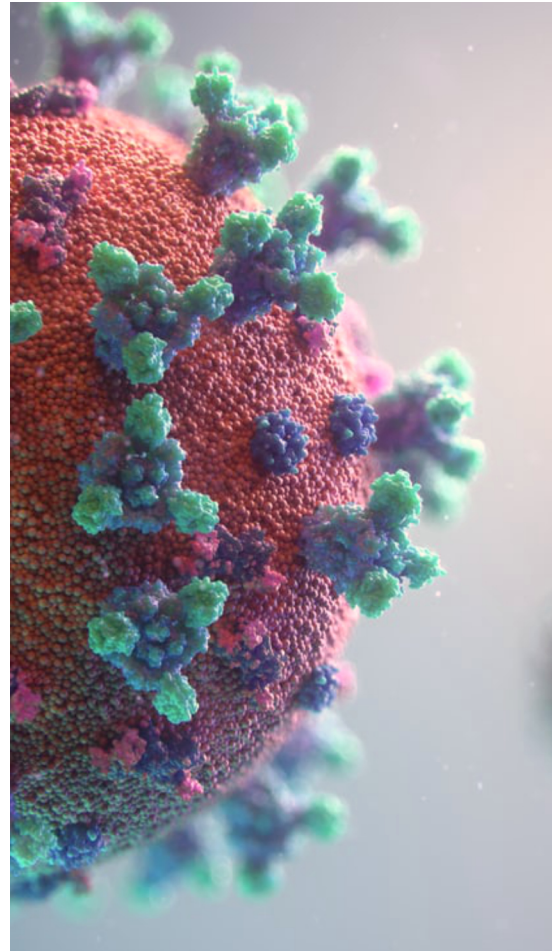
Selina Roos (23) studiert Deutsch-Französische Studien und vermisst in diesem Semester besonders die aufheiternden Mensa-Talks mit ihren FreundInnen als willkommene Ablenkung vom Lernalltag.



Lotte Nachtmann (22) studiert Demokratiewissenschaft und blickte beim Schießen der Fotos vom leeren Campus ganz wehmütig gen Bib.

KLEINER VIRUS – GROSSE WIRKUNG

Dass Corona nicht nur eine Gesundheitskrise ist, ist klar. Längst steht in der medialen Berichterstattung nicht mehr die Krankheit selbst im Fokus, sondern die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Folgen des Lockdowns – und der Wunsch nach Normalität.



Das SARS-CoV-2 hat enorme Folgen – für uns alle und für jede/n Einzelne/n. © Unsplash, Fusion Medical Animation

Corona beschäftigt alle, besorgt, macht Angst. Deshalb nehmen wir die Regeln an, halten Abstand voneinander. Vielleicht ist Angst nicht für jede/n die richtige Beschreibung des Gefühls, aber sicher ist doch, dass sich wohl niemand gerne mit dem Virus infiziert – von VerfechterInnen der Herdenimmunität mal abgesehen. Aber nicht nur die Krankheit selbst sorgt für große Unsicherheit – auch die Folgen der Krise sind es, die nicht absehbar sind und große Sorgen bereiten.

Ich selbst, 1998 geboren, erlebe in der jetzigen Situation das erste Mal das Krisengefühl, von dem die Rede ist, wenn ich »die Erwachsenen« vom Kalten Krieg oder von der Finanzkrise 2008/09 reden höre. Ich weiß nicht, was morgen ist. Oder übermorgen. Urlaub für nächstes Jahr zu planen, erscheint mir unnötig. Ich weiß ja noch gar nicht, ob und wohin ich fahren kann.

Selbstverständlich hinkt der Vergleich der Corona-Krise mit dem Kalten Krieg. Ich habe keine Sorge, dass im Kampf gegen das Virus eine Atombombe in Europa hochgeht. Der Vergleich mit der Finanzkrise 2008/09 funktioniert schon eher: Auch jetzt ist der Druck auf die Wirtschaft enorm groß. Was aber alle Krisen verbindet, ist die Ungewissheit.

Ein schmaler Grat zwischen Wirtschaft und Gesundheit

Und das bekommt die Wirtschaft zu spüren. Als das *Statistische Bundesamt* im Mai seinen Bericht zur deutschen Wirtschaftsleistung des ersten Quartals 2020 einreichte, teilte es einen Rückgang des Bruttoinlandsproduktes (BIP), dem wichtigsten Wirtschaftsindikator eines Landes, um 2,2 Prozent im Vergleich zum letzten Quartal 2019 mit. So stark fiel das BIP zuletzt während der Wirtschafts- und Finanzkrise 2008/09.

Das ist ein enorm starker BIP-Fall, gerade wenn man bedenkt, dass im Januar und Februar Corona hierzulande noch kein Thema war. Wie wird es also weitergehen? Derzeit korrigieren nahezu alle ExpertInnen ihre Prognosen immer weiter nach unten. Die sogenannten Wirtschaftsweisen beispielsweise – deren sperriger offizieller Name »Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung« lautet – hatten im März als Worst-Case-Szenario einen BIP-Fall von 5,4 Prozent prognostiziert. Inzwischen rechnen sie allerdings mit einem Rückgang von schlimmstenfalls sechs bis sieben Prozent. Ihre Begründung: Der Lockdown dauert länger, als wir alle zuerst dachten.

Genau hier, in der Dauer des Lockdowns, liegt die Crux für die Politik. Die Bundesregierung hat die Aufgabe, sich um das Wohl der Bevölkerung zu kümmern. COVID-19

zwingt die Politik aber auf einen sehr schmalen Grat. Einerseits muss natürlich eine Ausbreitung des Virus verhindert werden, um die bundesweite Gesundheit zu schützen. Deshalb ja der Lockdown und die Maßnahmen, die unseren Alltag so verändert haben. Andererseits aber beeinflussen diese Maßnahmen die wirtschaftliche Existenz des/r Einzelnen umso stärker, je länger und je restriktiver der Lockdown anhält: Im Gastgewerbe beispielsweise sind die Abstandsregeln nur schwer einzuhalten, sie führen zu einem Rückgang der Gästezahl, weshalb Restaurants oft trotz Erlaubnis geschlossen bleiben, um ein Minusgeschäft zu vermeiden. Ein Not-so-Fun-Fact: Selbst bei einer Ladenöffnung ist nicht gesagt, dass überhaupt Gäste kommen; viele Personen fühlen sich immer noch unsicher und nutzen die Angebote noch nicht so bereitwillig wie vor Corona. Der Druck auf die Politik, wirtschaftliche Folgen abzumildern, wächst.

Internationaler Zusammenhalt?

Aber der politische Einfluss des Virus stoppt nicht auf nationaler Ebene. Unzählige Staaten, nahezu die ganze Welt, haben ein und dasselbe Problem: SARS-CoV-2. Doch obwohl dieses Problem förmlich nach globaler Kooperation im Sinne von »wir sitzen alle im selben Boot« schreit, führt es doch zu sehr vielen unterschiedlichen Reaktionen von staatlicher Seite. In den USA sehen wir einen Präsidenten, der zur Einnahme von Desinfektionsmittel rät, als sei es Hustensaft; in Brasilien verarmt Präsident Bolsonaro die Situation mit der Einstellung »wir müssen sowieso alle sterben«; Großbritannien setzte zunächst auf die Idee der Herdenimmunität. Gleichzeitig sehen wir Neuseeland, das sich kürzlich als »coronafrei« erklärte, und – vor allem europäische – Staaten, in denen die Fallzahlen inzwischen wieder deutlich sinken. Gerade in Krisen, heißt es, wachse Zusammenhalt.

Im Privatleben scheint sich das zu bewahrheiten – ich habe in den letzten Wochen und Monaten mehr Telefonate geführt, als gefühlt in meinem ganzen bisherigen Leben. Aber in der Weltpolitik merkt man davon nur wenig. Viele Staaten setzen eher auf nationale Alleingänge und verweigern sich multilateralen Maßnahmen. Dabei wünschen sich viele Menschen eine gemeinschaftliche Reaktion,

beispielsweise vonseiten der Vereinten Nationen. Diese Entwicklung ist sehr besorgniserregend, da sie zeigt, dass Corona das Potential hat, auch noch andere Bereiche als Wirtschaft und Gesundheit in tiefe Krisen zu stürzen: Das Vertrauen in Politik, internationale Organisationen und deren Zusammenarbeit wird untergraben. Corona könnte der Zünder sein, der ohnehin bestehende nationale Pulverfässer zur Explosion bringt. Zu sehen ist das derzeit zum Beispiel in Brasilien, wo sich die Proteste gegen Bolsonaros Präsidentschaft durch Corona noch einmal massiv verstärkt haben.

Aber kehren wir zurück nach Deutschland. Hierzulande – so zumindest mein persönliches Gefühl – normalisiert sich die Lage. Damit meine ich nicht, dass alles wieder so ist wie vor Corona, sondern vielmehr, dass eine neue Normalität einzukehren scheint. Ich nehme meine Maske mit, wenn ich rausgehe, genauso wie Schlüssel, Handy und Kopfhörer. Ich nehme einen Einkaufswagen mit

in den Supermarkt, auch wenn ich nur genau eine Tiefkühlpizza kaufen möchte. Ich starte meine Uni-Zoom-Sitzungen, als hätte ich es schon immer so gemacht. Vielleicht geht es auch nur mir so, weil ich pünktlich zum Start des Lockdowns an einer neuen Uni in einer neuen Stadt angekommen bin. Seit ich hier bin, ist das nun einmal so. Ich habe hier noch keine anderen Erfahrungen gemacht. Wenn ich also darüber nachdenke, was sich für mich ändert, wenn der Lockdown endet und alles zum Alten zurückkehrt, weiß ich nicht, was mich erwartet. Ich kenne die Uni nicht, und habe noch nie live andere Studierende getroffen. Ich glaube, dass es anderen ähnlich geht. Ich denke nicht, dass sofort alles wieder wird, wie es vorher war. Wahrscheinlicher ist eine »Rückkehr« zu einer ganz neuen Normalität. Manches werden wir aus der Lockdown-Zeit vermutlich beibehalten (hoffentlich den ein oder anderen Fetzen technisches Know-How), anderes wird sich wieder ändern. Wir werden sehen.



UN Headquarter, New York. Viele Staaten handeln momentan in nationalen Alleingängen, obwohl gerade jetzt globaler Zusammenhalt gefragt ist. © Lena Alt



Lena Alt (21) studiert im ersten Mastersemester Geschichte an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Für sie gehört Regensburg zur Normalität, genauso wie die Mitwirkung an der Lautschrift.

#FIGHTEVERYCRISIS

SARS-CoV-2, Pandemie, das Virus, die Krise ... Seit Wochen gibt es nur noch ein Thema: Corona. Natürlich, wie könnte es auch anders sein, spielt die Pandemie auch in meiner Recherche eine Rolle. Eigentlich wollte ich ein ganz normales Interview mit den *Students for Future* in Regensburg führen, doch dann kam Corona – und änderte in meinem Leben, wie in so ziemlich den meisten, eine ganze Menge und es hieß »flexibel sein«. Ich stellte mir die Frage: Wie sieht Klima-Aktivismus und Demonstration in Zeiten einer Gesundheitskrise aus, wo doch lange Zeit keine Demos möglich waren? Um dieser Frage auf den Grund zu gehen, habe ich, natürlich per Zoom, ein Interview mit Micha Sörgel, Michael Grauschopf und Marco Grötsch von *Students for Future* geführt.

Wie hat sich eure Arbeit durch Corona verändert?

»Natürlich gibt es eine Art »Ruhezustand«, was Aktionen am Campus angeht. Allerdings sind wir fleißig in der Planung und Organisation für Projekte auf dem Campus, wenn das wieder möglich ist. Ein Ziel, das wir auch schon vor der Corona-Pandemie hatten, ist die stärkere Präsenz am Campus und die Zusammenarbeit mit anderen Gruppen, die sich für Umweltschutz, Nachhaltigkeit und Co. engagieren. Diese Verbindungen kann man ja dank moderner Kommunikationsmedien trotzdem schon einmal aufbauen. Ziel dahinter ist es, zusammen einfach mehr zu erreichen: mehr Leute, größere Projekte und mehr Aufmerksamkeit für unsere Themen. Diese Art »Ruhephase« in den Aktionen nutzen wir auch, um uns inhaltlich zu fokussieren. Während wir früher Social Media vor allem genutzt haben, um Aktionen zu bewerben, nutzen wir es jetzt, um die Mitglieder mit Hintergrundwissen und Informationen zu versorgen.«

Welche Möglichkeiten gibt es in Corona-Zeiten?

»Im Bereich Social Media lernen wir stetig dazu. Ich würde sagen: ausbaufähig, aber wir machen Fortschritte. Auch in der Krise kann man von anderen lernen. Beispielsweise der sowieso online geplante *Earth Day* hat uns viel Input gegeben, welchen Social-Media-Kanal wir wie am besten be-



So sahen die Gruppen der *Students for Future*, hier auf dem Weg zur *Fridays for Future*-Demo, noch letzten Sommer aus. Viele Personen, eng zusammen demonstrierten sie für ein Ziel: #climatejustice! © Micha Sörgel

spielen können, welcher Content wo ankommt. Wie schon erwähnt, geht es jetzt auch darum, die Leute mit Informationen zu versorgen und sich auch weiter zu vernetzen. Beispielsweise arbeiten wir jetzt enger mit den *Scientists for Future* zusammen und haben schon einen Zoom-Vortrag organisiert. In diesem Falle ist ein Vortrag per Zoom natürlich einfacher zu organisieren und alle, inklusive ReferentIn, können bequem von Zuhause teilnehmen.«

Planungstreffen laufen weiter über diverse Online-Meeting-Plattformen ab und es gibt regel-

mäßige Onlinetreffen von *Fridays for Future*. »Es entstehen häufiger Missverständnisse, die sich durch die Kommunikation auf Distanz ergeben. Aber immer gibt es etwas, was man dazulernt und mit in die Zukunft nimmt: Wenn normale Plenumsitzungen wieder möglich sind, wollen wir es den Leuten trotzdem ermöglichen, auch online teilzunehmen, sodass wir noch mehr Menschen erreichen.«

»Wir verstehen uns als Sprachrohr der Wissenschaft. Deswegen halten wir uns auch an die Hygienevorschriften und Empfehlungen der WissenschaftlerInnen.«

»Bei konkreten Aktionen, die durch die Lockerungen möglich waren, achten wir auf die Hygienevorschriften. Man muss eben kreativ werden und so hatte jeder bei der Kreidermalerei-Aktion am 02. Juni seinen eigenen Bereich mit mindestens 1,5 Metern Abstand.« »Klimaziel statt Lobbydeal« war das Motto der Aktion und tatsächlich gibt es nun keine pauschale Abwrackprämie. Die drei sind sich sicher, durch die kreative Demonstration etwas dazu beigetragen zu haben. Das Engagement in der Bewegung ist in der Corona-Krise nicht abgeebbt, sondern hat sich andere, kreative Wege gesucht.



Kreidermalerei auf dem Neupfarrplatz. © Micha Sörgel



»#Klimaziel statt #Lobbydeal«. © Micha Sörgel

Die Corona-Krise hat die Klimakrise medial verdrängt, deswegen sehen es die *Students for Future* sowie *Fridays for Future* und viele weitere KlimaaktivistInnen als wichtiges Ziel der kommenden Zeit, die Klimakrise wieder in den Fokus rücken. »Man sollte das Staunen über den klaren Himmel und die Wertschätzung der sauberen Luft in der Stadt, die viele Leute gerade bemerken, aufgreifen und mehr Bewusstsein in der Bevölkerung schaffen. #FightEveryCrisis lautet das Motto. In der Zeit der Pandemie haben wir die

Bereitschaft der Leute und der Politik gesehen, Einschnitte im Leben und der Wirtschaft zu akzeptieren.«

»Die Klimakrise wird von immer mehr PolitikerInnen aufgegriffen und es scheint fast so, als gäbe es langsam mehr Verständnis und ein »Erwachen« in der Bevölkerung. Es ist wichtig, die Auswirkungen des Klimawandels in die Köpfe zu holen und in den Kontext zu setzen, denn die Auswirkungen des Klimawandels werden noch viel gewaltiger sein.« Und genau da liegt laut den dreien die Chance der globalen *Fridays for Future*-Bewegung: Als weltweite Organisation ist sie bestens vernetzt, zeigt Solidarität mit internationalen Klimastreiktagen oder speziellen Aktionen und weist mit Demos auf andere Teile der Welt hin, die besonders stark vom Klimawandel getroffen sind. »Erst durch eine globale Perspektive wird das Ausmaß und die Schwere der Klimakrise deutlich.« Gleichzeitig sind die einzelnen Ortsgruppen autonom und können sich intensiv mit den Themen vor Ort beschäftigen. Die Organisation läuft unter dem »grassroots«-Prinzip: Ortsgruppen werden lokal gebildet und organisieren sich autark: Gerade die *Students for Future* in Regensburg se-

hen sich als Teil von *Fridays for Future*, aber eben auch mit eigenen Zielen, wie beispielsweise den Campus nachhaltiger zu gestalten.

Zukunftsmusik...

»Ein großes Projekt, das derzeit in der heißen Planungsphase steckt, ist eine Baumpflanzungsaktion in der Stadt, an den Hotspots der Schadstoffbelastung durch Emissionen von Industrie und Autoabgasen. So eine Aktion ist auch für den Campus geplant. Generell gibt es zum Thema »Nachhaltige Uni« viele Ideen, die derzeit diskutiert werden. Träumen muss ja noch erlaubt sein und vielleicht gibt es ja irgendwann eine Solaranlage für die Uni?«

Nachklang

Ich glaube, durch die Corona-Pandemie werden weltweit bestehende Probleme teilweise verstärkt und deutlicher ans Tageslicht gebracht. Ganz nach dem Motto der *Fridays for Future* #FightEveryCrisis ist es wichtig, auch in der Corona-Zeit sichtbar zu sein, auf Missstände dieser Welt aufmerksam zu machen und eben kreativ zu werden, um gesehen zu werden.



Lea Wöhl (22) studiert Lehramt sowie Migration und Bildung und findet die Kreideaktion sehr inspirierend, freut sich aber auch schon wieder darauf, wenn Demos wieder mit mehr als 50 Personen erlaubt sind.

»DIGITAL FIRST, BEDENKEN SECOND«

DIGITALISIERUNG DURCH CORONA

Trotz einiger Lockerungen ist Deutschlands öffentliches Leben immer noch weit von der vorcovidialen Normalität entfernt. Auch unser Studierendendasein, das wir seit Beginn des Sommersemesters 2020 hauptsächlich in den eigenen vier Wänden vor einem Bildschirm fristen müssen, wurde dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Statt Campus, Hörsaal und Cafete gelten nun **GRIPS** und **Zoom** als die neuen universitären Standards – Ein Kommentar.

Meiner Erfahrung nach wirken Zoom-Meetings unheimlich ermüdend. Egal ob man von vornherein vor Energie sprüht, fünf Kaffees oder zehn Stunden Schlaf davor hatte: Eine eineinhalbstündige Sitzung saugt fast den letzten Funken Vitalität aus dem Körper, da aufgrund von WLAN-Problemen oder Schüchternheit oft kaum wirkliche Interaktion innerhalb eines Kurses herrscht. Ganz davon abgesehen, dass die Datenschutzbestimmungen der Videokonferenzplattform, die wie aus dem Boden geschossen kam, besorgniserregend sind (keine echte Ende-zu-Ende Verschlüsselung, ungefragte Weitergabe personenbezogener Daten entweder an Dritte oder KonferenzleiterInnen...), fehlt schlichtweg der gesamte rituelle Prozess, der das Studieren zu etwas Spaßigem macht: Zu geregelten Zeiten aufstehen, sich herrichten, zur Uni fahren, dort FreundInnen treffen, durch die vielen Gänge der verschiedenen Gebäude irren, bis man schließlich zum richtigen Raum kommt und sich dort mehr oder weniger aktiv in das Lehrgeschehen einbringen kann. Gut, jetzt muss man theoretisch keine Hose anziehen, um an einem Kurs teilnehmen zu können, da die Webcam üblicherweise nur den Oberkörper zeigt, aber damit enden auch die Vorteile einer Zoom-Sitzung.



© Eva

Eine langfristige Umstellung?

Klar, es ist relativ bequem, nicht wirklich aufstehen zu müssen, um »zur Uni zu gehen«. Klar, es geben sich alle Beteiligten Mühe, ein bestmögliches Lehrangebot aufzufahren. Klar, Kurse und Vorlesungen erfordern jetzt eine viel kreativere Gestaltung, die sogar interessant sein kann (dabei aber eher oft in wöchentlicher Textarbeit mündet). Und klar, die Zeiten, in denen wir uns gerade befinden, liefern keine andere ersichtliche Alternative, und wir können froh sein, dass wir das Internet haben, um nicht komplett nichts tuend für ein Semester zu Hause zu sitzen. Jedoch sollte auch klar sein, dass Zoom-Meetings nie andauernd Präsenzveranstaltungen ersetzen dürfen. In vor allem liberalen, die Digitalisierung fetischisierenden Kreisen wird schon seit längerem nach mehr Modernität gelehzt, denn dem Fortschritt dürfe nichts im Wege stehen und Deutschland müsse mit anderen Ländern mithalten. Mit dem Druck, den Vorzeigeliberale wie Christian Lindner auf die Politik hinsichtlich der Verwandlung von (Hoch-) Schulen zu sterilen, virtuellen Räumen ausüben, könnte man meinen, dass da andere Interessen im Vordergrund stehen, als die reine Verbesserung der Bildung: Beispielsweise die bedingungslose Unterstützung von Tech-Firmen, die im Gegenzug in den Technologiestandort Deutschland investieren sollen.

Über 2.100 in Deutschland Dozierende sehen die von Lindner und Konsorten gepriesenen »Möglichkeiten«, die die plötzliche Virtualisierung des Universitätsbetriebs vermeintlich bietet, ebenfalls kritisch, und appellieren in einem offenen Brief an die »Verteidigung der Präsenzlehre«. Die solle natürlich »vorsichtig, schrittweise und selbstverantwortlich« voranschreiten, dürfe aber am Ende nicht gegen das Digitale verlieren. Nicht nur gehen sämtliche sozialen Aspekte der Hochschulen aufgrund von Online-Unterricht verloren, sondern es werden sämtliche Studierende abgehängt und von Veranstaltungen ausgeschlossen, die nicht den finanziellen Hintergrund haben, sich das neueste MacBook samt teuerstem und schnellstem WiFi-Vertrag zu besorgen. Zusätzlich hat man manchmal schlichtweg nicht die Gelegenheit, sich zur vorgegebenen Zeit vor



© Unsplash, Glenn Carstens-Peters

eine Webcam zu setzen, was insgesamt in einem Demolehrstoff-Nachhinken mündet. Dies kann sicherlich nicht förderlich für den weiteren Studienverlauf sein.

Hinzu kommt, dass beispielsweise Gaststätten und Schulen mittlerweile wieder öffnen dürfen, während Universitäten mit allen Studierenden und Lehrenden eine digitale Testphase bevorsteht, die Anfang Juni im »Schreiben des Präsidenten« nochmals bestätigt wurde: Für das folgende Wintersemester sind die Planungsszenarien, entweder eine Hybridform von Digital- und Präsenzbetrieb oder abermals reinen Digitalbetrieb durchzuführen, wahrscheinlicher, als komplett wieder zur Präsenzform zurückzukehren. Wenn das funktioniert, liegt die Idee nicht mehr fern, solch eine Form von Studium längerfristig einzuführen und die Universität zu einem bildungsorientierten Habbo Hotel zu machen.

Digitalisierung um jeden Preis

Allgemein gesprochen, bringt die Technologisierung der Öffentlichkeit für jeden mit ihr kommenden Vorteil das Doppelte an Nachteilen. Soziale Netzwerke können zwar Menschen von jedem Kontinent zu jedem Zeitpunkt miteinander verbinden, tragen jedoch heutzutage eher zur Spaltung und Rechtsradikalisierung bei. Allein die QAnon Bewegung, die in Donald Trump eine Art Messias sieht, der den US-amerikanischen »Deep State« zerschlagen und eine neue, bessere Weltordnung herbeiführen will, hat durch reine Internetmobilisierung tausende AnhängerInnen gefunden.

Hierzulande wird diese Ideologie noch gerne mit der der ReichsbürgerInnen verbunden und besitzt durch zum Beispiel Attila Hildmann oder Xavier Naidoo prominente PropagandistInnen, die ihre ganz eigene Art von Psychose schieben, aber wegen digitaler Verbreitung leider genug Zuspruch finden. Smartphones sind nicht nur nützliche Gadgets, sondern quasi eine externe Festplatte für den Menschen selbst, ohne die man nicht mehr wirklich leben kann und die auch noch sämtliche Konzerne mit Informationen über die eigene Person füttert.

Jede Erfindung dieser Art, die am Anfang noch spannend und fortschrittlich scheint, wird mit der Zeit zu einer fast schon dystopischen Version ihrer selbst – wie

kommt man also darauf, dass die Digitalisierung des Lehrbetriebs eine gute Idee für die Zukunft wäre?

Nötiger und hilfreicher Fortschritt darf nicht purem Symbolismus weichen, nicht der Digitalisierung um der Digitalisierung willen. Er sollte nicht irgendwelchen Start-Ups aus dem Silicon Valley dienen, sondern den Menschen, vor allem bezüglich der Bildung, einem der wichtigsten Standbeine unserer Gesellschaft. iPads in jedem Klassenzimmer ersetzen keinen steinzeitlichen Lehrplan, der dringend Überholungen bräuchte. Moderne Beamer und Präsentationen reformieren kein marodes Bildungssystem, das oftmals nicht weiß, wie es die eigenen Inhalte vermitteln soll.

Zoom-Meetings muten zwar bequem und einfach an, lassen jedoch durch das Fehlen an realer menschlicher Interaktion sämtliche Menschlichkeit verlorengehen, die es in normalen universitären Diskussionen oder Treffen gibt. Die wärmsten Erinnerungen, die ich beispielsweise mit meiner Schulzeit verbinde, kommen nicht von Chatrooms oder touchfähigen Whiteboards, sondern vom Zusammenkommen mit meinen KlassenkameradInnen oder von diesem schiebbaren Fernsehschrank inklusive Röhrenbildschirm und VHS Player.

Genauso sollte das Analoge, das Echte, das Menschliche zu jeder universitären Laufbahn gehören, da sich sonst alles nur in einer digitalen, unnahbaren und verpixelten quasi-Matrix inklusive gelangweilter Gesichter und peinlicher Stille abspielt. Manchmal sollte man die Digitalisierung Digitalisierung und den Fortschritt Fortschritt sein lassen – und sobald der ganze Corona-Spuk vorbei ist, so schnell wie möglich zur Präsenzlehre zurückkehren.



Elias Schäfer (22) studiert Medienwissenschaft, Russische Philologie und Amerikanistik im vierten Semester und hat überhaupt keine Lust, weitere Semester vor der Webcam zu verbringen.

HÄUSLICHE GEWALT IN CORONA-ZEITEN



© Unsplash, Sydney Sims

Der Ausbruch der Corona-Krise Anfang des Jahres brachte massive Einschränkungen des öffentlichen Lebens sowie generelle Veränderungen unseres gewohnten Alltags mit sich. Verbunden damit hat sich schnell auch eine Diskussion um den zu befürchtenden Anstieg häuslicher Gewalt – speziell gegen Frauen und Kinder – entwickelt. Ausgangsbeschränkungen, Kurzarbeit, geschlossene Schulen: Solche gesundheitspolitisch notwendigen Maßnahmen stellen stets auch ein erhöhtes Risiko häuslicher Gewalt dar. Von Anbeginn der Corona-Pandemie machte auch ich mir immer wieder Gedanken darüber.

Zum jetzigen Zeitpunkt (Anfang Juni), knapp drei Monate nach der ersten offiziellen Ausgangsbeschränkung in Bayern, bleibt eine tatsächliche Erfassung der Zahlen häuslicher Gewalt während Corona schwierig. Die *tagesschau* informierte am 28. März 2020, basierend auf einem Bericht der Generalsekretärin des Europarats, Marija Pejčinović Burić, dass es Betroffenen in dieser Zeit seltener gelang, telefonisch Hilfe zu holen. Die Dunkelziffer ist demnach hoch. Gleichzeitig stieg jedoch europaweit die Zahl der Sofortnachrichten im Internet, durch welche Betroffene online um Hilfe bitten können und in Dänemark suchten mehr Frauen Zuflucht in einem Frauenhaus.

Basierend auf dieser Erkenntnis stellte ich mir die Frage, wie die derzeitige Situation in Frauenhäusern in Deutschland, speziell in Regensburg, aussieht. Um hier mehr zu erfahren, kontaktierte ich das *Autonome Frauenhaus Regensburg* für ein kurzes, telefonisches Interview. Dieses wurde 1980 durch eine Selbsthilfegruppe der Frauenbewegung gegründet und ist in den Worten des Vereins »überparteilich, überkonfessionell und als gemeinnützig anerkannt«.

Du bist von Gewalt betroffen oder bedroht?
Infos und Hilfe findest du unter:

Autonomes Frauenhaus Regensburg
info@frauenhaus-regensburg.de
Telefon: 0941 / 24000

Auf meine Anfrage erhielt ich sofort eine Antwort, wobei es von Seiten des Frauenhauses zunächst schwierig war, einen passenden Termin für das Gespräch zu finden. Die Mitarbeiterin am Telefon erklärte dies freundlich damit, dass es bei ihnen gerade »drunter und drüber ginge«. Durch diese Aussage folgerte ich innerlich sofort, dass hierbei vielleicht ein Zusammenhang zu Corona bestehen könnte. Dieser Gedanke wurde durch das stattfindende Telefonat dann jedoch nicht vollständig bestätigt.

Eine Mitarbeiterin des Frauenhauses – Frau Tränkle – erzählte auf meine Frage hin, dass sie im Frauenhaus mit Beginn der Corona-Pandemie zunächst nicht mehr Anrufe verzeichneten als sonst. Während in den Zeitungen bereits von einer Zunahme berichtet wurde, konnte das *Autonome Frauenhaus* dies erst mit einer Zeitverzögerung von vier bis sechs Wochen bestätigen. Frau Tränkle erklärte sich dies auch mit der Angst der Frauen, sich im Frauenhaus einer Ansteckungsgefahr mit dem Coronavirus auszusetzen. Nach dem erwähnten Zeitraum von vier bis sechs Wochen konnte dann ein Anstieg der Anrufe bestätigt werden. Frau Tränkle betonte hierbei, dass die Gewalt in den Familien schon vor Corona da war, sie sich durch ein »Aufeinanderhocken« während der Ausgangsbeschränkungen sowie die damit verbundenen Probleme dann jedoch verstärkt hat. Im Haus ist derzeit Platz für zehn Frauen und 15 bis 17 Kinder. Dieser sei laut Tränkle »fast permanent voll«. Ein Vorteil des Frauenhauses ist eine zusätzliche Wohnung, in der zwei Familien untergebracht werden können. Diese fungiert derzeit als Corona-Test-Wohnung. Jede Frau, die allein oder mit ihren Kindern in das Frauenhaus kommt, findet hier zunächst eine Unterkunft, in der sie auf die Ergebnisse des verpflichtenden Corona-Tests warten kann.

Mit der Zeit gibt es nun mehr und mehr repräsentative Daten zu häuslicher Gewalt während der Corona-Pandemie. So führten die *Technische Universität (TU) München* und das *Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung*

(RWI) vom 22. April bis 8. Mai eine Online-Befragung durch. Wie die *Süddeutsche Zeitung* berichtet, sind die hierbei gelieferten Zahlen laut Janina Steiner, Professorin für Global Health an der *TU*, aufgrund des kurzen Zeitraums noch nicht aussagekräftig. Bei strenger Quarantäne zeigen sich dennoch bereits klare Auswirkungen.

Von 3.800 befragten Frauen berichteten 3,1 Prozent, sie hätten während des letzten Monats mindestens einmal eine körperliche Auseinandersetzung – zum Beispiel Schläge – erlebt. Ein Frauenanteil von 6,5 Prozent gab an, Kinder in ihrem Haushalt seien körperlich bestraft worden und 3,6 Prozent der Frauen seien von ihrem Partner zum Geschlechtsverkehr gezwungen, also vergewaltigt worden. Befanden sich die Befragten in strenger Quarantäne, stieg die Zahl der Gewalt gegen Frauen auf 7,5 Prozent und die gegen Kinder auf 10,5 Prozent. Auch Maßnahmen wie Kurzarbeit oder Arbeitslosigkeit des Partners hatten einen Anstieg dieser Zahlen zur Folge.

Insgesamt ist zu sagen, dass bereits erste Erhebungen einen Anstieg der häuslichen Gewalt während Corona zeigen. Telefonische Hilfe zu erhalten, gelingt Betroffenen jedoch weniger gut und es bleibt somit zu hoffen, dass die Lockerungen der Maßnahmen eine Möglichkeit für Betroffene bilden, sich direkt an LehrerInnen, KollegInnen oder andere Vertrauenspersonen zu wenden. Der bereits erfasste Anstieg der Zahlen zeigt außerdem, dass eine Gewaltprävention – gerade im Zuge einer zweiten Welle – von immenser Bedeutung ist. Für Personen, die sich zu Hause nicht sicher fühlen können, sind die gesundheitlich notwendigen Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen eine Gefahr. Durch hilfreiche Institutionen wie Frauenhäuser, Nothotlines und weitere Maßnahmen erhalten Betroffene die Möglichkeit, Hilfe zu bekommen. Die Dunkelziffer bleibt jedoch hoch und es muss im Zuge von Corona darum gehen, neben dem Virus auch der häuslichen Gewalt präventiv entgegenzuwirken.



Marlene Grimberg (22) studiert Medien-, Kultur- und Englische Sprachwissenschaft und findet es wichtig, während der Corona-Pandemie eine höhere Prävention häuslicher Gewalt zu betreiben.

CORONAISMUS

WIE EIN WINZIGER ERREGER EINEN RIESIGEN KEIL DURCH DIE GESELLSCHAFT TREIBT

Das Virus SARS-CoV-2, das die Welt seit Anfang dieses Jahres in Atem hält, stellt nicht nur eine gesundheitliche Gefahr dar. Es bedroht auch ein gesellschaftliches Miteinander, das schon vor Ausbruch der Pandemie auf wackeligen Beinen stand.

Ein Erreger als Härte-test – Halten wir ihm stand?

Folgende Szenen spielten sich vor nicht allzu langer Zeit ziemlich genau so – oder ein bisschen anders – in einem *REWE* irgendwo im Bayerischen Wald ab: Meine Mama und ich lehnen erschöpft an der Kasse und versuchen, unsere Massen an Lebensmitteln in den Einkaufswagen zu hieven. Die Größe des Einkaufs ergibt sich vor allem daraus, dass wir außer für unseren sechsköpfigen Haushalt noch für beide Großeltern einkaufen. Hinter uns steht eine Frau mittleren Alters. Sie trägt keinen Mundschutz und hält sich auch nicht an die Abstandsregelungen, die extra durch Klebestreifen auf dem Boden markiert sind. Ihre Ungeduld sowie ihre latente Aggression drückt sie durch mehrmaliges, laut vernehmbares Schnauben aus. Plötzlich befindet sie sich keine zwanzig Zentimeter mehr von meiner Mama entfernt und hustet ihr unvermittelt ins Gesicht. Dabei versprüht sie weiter Speichelpartikel, indem sie mit wutverzerrtem Grinsen die Worte »Armes Deutschland« hervorpresst. Meine Mama und ich sind so perplex, dass es uns beiden die Sprache verschlägt.

Identitätskrise durch Corona?

Erst nachdem wir das Geschäft verlassen haben, wird uns bewusst, mit welcher Wucht dieser Vorfall gerade jede Anstandsregel, der wir uns als Gesellschaft in dieser Zeit verschrieben haben, in die Tonne getreten hat. Dabei geht es im Grunde gar nicht darum, dass meine Mama Risikopatientin ist und COVID-19 tatsächlich schwerwiegende Folgen für sie haben kann. Es geht vielmehr um das absichtliche Missachten einer gesellschaftlichen Übereinkunft, die unser aller Leben in diesen schwierigen Zeiten in gewisser Weise sichert. Es geht aber auch um ein gesellschaftliches Selbstverständnis unseres Selbst.

Wer sind wir und wie wollen wir sein? Haben wir darauf überhaupt Einfluss?

Ich habe aber auch das Gefühl, dass dieses persönliche Ereignis ganz symbolisch für den Einbruch des neutralen, höflichen, bewussten Umgangs steht, der angesichts dieser globalen Krise mehr und mehr an Bedeutung verliert. Die Corona-Krise wird nicht nur zu einem Belastungstest für Wirtschaft und Industrie. Sie greift die Grundsätze unseres modernen Miteinanders an. Graustufen der alltäglichen moralischen Handlungsentscheidungen vieler Menschen zersetzen sich in ihre Grundfarben. Schwarz/weiß, entweder/oder, richtig/falsch scheint die Einstellungen so mancher zu dieser globalen Krise zu bestimmen.

Am falschesten wird es, wenn diese Krisensituation Menschen dazu bewegt, benachteiligte Randgruppen noch mehr zu marginalisieren und auszugrenzen, als es zu pandemiefreien Zeiten bereits der Fall ist.

»Corona-isierter« Rassismus

Molly* ist Anfang zwanzig und studiert in London Englische Literatur. Ich habe sie dort in meiner Zeit als Austauschstudentin kennengelernt. Sie kommt ursprünglich aus Shanghai und lebt momentan aufgrund der aktuellen Lage auch wieder dort. Ich habe sie gebeten, mir besonders einschneidende Erlebnisse und Eindrücke der vergangenen Monate zu schildern. Molly erzählte mir von gehäuft auftretenden »Racial Slur Callings«, auch »Ethnic Slurs« oder »Ethnophaulisms« genannt.

**Molly ist ausdrücklich damit einverstanden, dass hier der von ihr selbstgewählte, westliche Name verwendet wird.*



© Anna-Lena Brunner

Dabei handelt es sich um Anspielungen auf und Unterstellungen von bestimmten ethnischen und/oder nationalen Zugehörigkeiten, die in den allermeisten Fällen negativ, herabsetzend und beleidigend konnotiert sind. Der Ausdruck »ABC« wird beispielsweise in einem rassistischen Kontext verwendet, wenn von einem/r »American-born Chinese« die Rede ist. Solche Ausdrücke sind für den/die Betroffene/n nachvollziehbarerweise sehr schwer zu ertragen. »It really hurts to see that my people are being attacked and judged purely by their race«, schreibt mir Molly diesbezüglich. Sie erzählt mir von weiteren rassistischen Vorfällen. Zum Beispiel wurden ihrer Schwester folgende Worte zugerufen, als sie friedlich auf den Straßen Londons unterwegs war: »Go back to China, f*** corona!« Die Spaltung, die sich seit Jahren durch unsere westliche, vermeintlich aufgeklärte Gesellschaft zieht, gräbt sich augenscheinlich durch die Corona-Krise jeden Tag tiefer und tiefer in unser Bewusstsein hinein. Diskriminierung, Ausgrenzung und struktureller Rassismus werden wieder massentauglich. Aber woran liegt das? Bringen Krisen das Schlimmste in uns zum Vorschein? Ist es wahr, dass es der menschlichen Natur gegeben zu sein scheint, in der Konfrontation mit Krisen egoistischer, ablehnender und radikaler zu werden?

Die Gesellschaft brodeln

Prof. Dr. Rupert Scheule ist Professor für Moraltheologie an der Fakultät für Katholische Theologie der Universität Regensburg. Seine wissenschaftliche Bandbreite reicht von Familienethik bis zu Grundlegungsfragen christlicher Ethik. Ich habe ihm zur aktuellen Situation einige Fragen gestellt, da es sich seit jeher VertreterInnen verschiedener Religionen zur Aufgabe gemacht haben, Antworten und Grundsätze auf die Frage nach einem gelingenden, harmonischen Zusammenleben der Menschheit zu finden. Ich habe ihn nach einer Begründung für den akuten moralischen Verfall der Gesellschaft gefragt. Scheule sieht soziale Diskriminierungs- und Ausgrenzungsmechanismen als stetig unterschwellig brodelnd: »Wo es Diskriminierungen und Ausgrenzungen virulent gibt in der Gesellschaft, werden sie durch Krisen wie die gegenwärtige Pandemie eigentlich nur noch sichtbar«, sagt er. Des Weiteren verweist er auf die aktuellen Ausschreitungen in den USA nach dem rassistisch motivierten Mord an George Floyd: »Das erleben derzeit ja die USA. Die Jahrhunderte währende Benachteiligung der schwarzen Bevölkerungsminderheit zeigt sich erneut in der

Corona-Krise (denn überproportional viele Schwarze erkrankten an COVID-19; außerdem sind sie viel stärker von Arbeitslosigkeit infolge der Corona-Maßnahmen betroffen). Wenn dann das ebenfalls alte Problem rassistischer Polizeigewalt wie beim Tod von George Floyd hinzukommt, ist buchstäblich Feuer am Dach. Kurz: Oft bringen Krisen das zutage, was an Problemen unter der dünnen Alltagsschicht seit Langem schlummert.«

Good News

Demnach bringt also eine Krisensituation wie die COVID-19-Pandemie oft das Schlechteste im Menschen zum Vorschein, das er bereits zuvor schon in sich hatte. Ist der Mensch also von Grund auf schlecht? Das zu behaupten, wäre jedoch eine Beleidigung und Missachtung aller Personen, die in diesen Krisenzeiten alles in ihrer Macht Stehende tun, um zu helfen und dazu beizutragen, diese ernsten Zeiten zu überwinden. Im christlichen Sinne spricht man dabei vermutlich von »Nächstenliebe«. Rupert Scheule beschreibt diesen christlichen Grundsatz in seiner Essenz und spricht von vermehrter »Rücksichtnahme und Einsatz, also viel Solidarität (...)«. Weiter erzählt er mir davon, wie »Pfarrgemeinden mit der Orga von Nachbarschaftshilfen, mobiler Pfarrbücherei, WhatsApp-Predigten und so fort (...)« eine Art von Gemeinschaft aufrechterhalten, die vielen über Isolation und Vereinsamung hinweghelfen. »Darüber wird nur nicht so oft berichtet«, stellt Scheule fest.

Das ist mir auch schon aufgefallen. Es gibt so viele Personen, die für ältere und/oder nicht-mobile Menschen einkaufen gehen, allgemein Hilfe anbieten oder ihre Arbeit im Gesundheitssystem erledigen – Menschen, die freundlich sind, mensch-liche Menschen.

Entscheidet euch!

Die erste Frage, die ich Rupert Scheule gestellt habe, bezog sich auf die inhärente Bedeutung des Wortes »Krise«. Folgendes antwortete er mir zur Erläuterung: »Krise« kommt vom griechischen »krinein« für »unterscheiden, entscheiden«. Und wenn EthikerInnen nach der Bedeutung von Krise gefragt werden, verweisen sie gerne auf diese Entscheidungsdimension: Krisen sind Anlass, Entscheidungen zu treffen. (...)« Für mich ergibt sich daraus eine wichtige moralische Dimension, die man in Bezug auf Krisen, aber auch in Bezug auf Menschsein dringend berücksichtigen sollte: Man kann sich entscheiden, ob man ein rassistisches Arschloch sein will oder nicht. Es ist sozusagen der Zeitpunkt gekommen, an dem wir uns alle sogar mehr oder weniger entscheiden müssen. Wer wollen wir also sein? Jemand, der/die eine andere Person anhustet und sie damit absichtlich in Gefahr bringt? Jemand, der/die andere Menschen ausgrenzt und verurteilt? Oder jemand, der/die sich die eigene Mensch-lichkeit bewahrt hat? Jetzt liegt es an uns.



Anna-Lena Brunner (22) studiert Germanistik, Geschichte und Russische Philologie. Sie hat wenig bis gar kein Verständnis für rassistische Deppen und ist der Meinung, dass Kuscheln den Fußball als deutschen Nationalsport ablösen sollte.

CORONA HINTER'M VORHANG: KINOS IN DER KRISE?



© Unsplash, Felix Mooneeram

Kinos und ihre BetreiberInnen erlebten viele Krisen: von der Einführung des Fernsehens bis hin zur Digitalisierung. Mit der Corona-Pandemie gibt es aber eine völlig unerwartete Bedrohung, denn die Kinos als Kultureinrichtungen wurden in Deutschland Mitte März geschlossen. Dass es nun mit der Öffnung doch so schnell gehen würde, hätten wahrscheinlich die wenigsten KinobetreiberInnen gedacht. Allerdings stellen die enormen Maßnahmen der letzten Wochen gerade die kleineren unabhängigen Kinos noch immer vor eine große Herausforderung.

Der Entschluss des Staates, Lichtspielhäuser ab Mitte März zu schließen, kam für diese genauso unerwartet wie für alle anderen Unternehmen. Durch den plötzlichen Stillstand hatten die Kinos keine Möglichkeit mehr, Geld zu verdienen. Immer deutlicher zeichnete sich das Bild einer Wirtschaftskrise für KinobetreiberInnen, FilmverleiherInnen und ProduzentInnen ab – dem *Hauptverband Deutscher Filmtheater* zufolge machten deutsche Kinos jede Woche etwa 17 Millionen Euro Verlust.

In Deutschland ist das Kino eine von mittelständischen Betrieben geprägte Branche, weshalb Einbußen durch Besucherrückgänge oder Schließungen existenzbedrohend sein können. Aus diesem Grund sind Förderungen vom Staat in Form von Liquiditätsbeihilfen, Kurzarbeitergeld und Notfallfonds von absoluter Notwendigkeit.

Hinzu kommen Probleme bezüglich der Produktionstätigkeit: Die Einschränkungen der Bewegungsfreiheit

und die Abriegelung von ganzen Gegenden zwingt (inter-)nationale Produktionen und Dreharbeiten zu Verschiebungen oder gar zum Abbruch. Nichtsdestotrotz gibt es zahlreiche Filme, die nun in der Postproduktion fertiggestellt wurden und ihren Starttermin im Herbst dieses Jahres haben.

Dies stellt eine weitere Schwierigkeit dar, denn der Start aller Filme, die vor oder während der Pandemie hätten gezeigt werden sollen, wurde ebenfalls auf diese Zeit verschoben, wodurch es zu einem immensen Stau der Streifen kommen wird. Im Herbst und Winter wird es wohl ein wahnsinniges Überangebot geben und damit auch viele Produktionen, die ohne eine Chance auf ein Publikum einfach verschwinden.

Die Auswirkungen der Pandemie werden auch bei den Verleihunternehmen deutlich. Der Kinostart ist der wichtigste Tag der Filmauswertung. Marketingkampagnen und Programmplanung sind auf dieses Ereignis

zugeschnitten. Bereits eine Verschiebung dieses Termins zieht hohe Verluste mit sich, eine Absage reißt Lücken in Programm und Finanzen. FilmverleiherInnen müssen um ihr Überleben kämpfen und sich andere Möglichkeiten überlegen, ihre Filme an ein Publikum zu bringen.

So gibt es bereits einen Ansatz von VerleiherInnen, die versuchen, diese Streifen an Streaminganbieter wie *Netflix* zu verkaufen. Doch mit der Verlagerung der Filme vom Kino zum Video-on-Demand wächst die Angst der Kinos, dass Streaming-Plattformen nun noch mehr an Bedeutung gewinnen und ihnen zunehmend das Publikum stehlen werden.

Was die genauen Auswirkungen der Corona-Pandemie auf die Zukunft der Kinos sind, ist noch recht unklar, doch es steht fest, dass diese definitiv Konsequenzen mit sich ziehen und die Lichtspielhäuser vor eine große Herausforderung stellen wird.

Infolgedessen habe ich mich mit der Betreiberin des *Regina-Kinos* in Regensburg, Doris Goldermann, über die Konsequenzen der Corona-Krise auf ihr Lichtspielhaus unterhalten.

Erst einmal allgemein gefragt: Wie hat sich die Corona-Krise auf Ihr Kino ausgewirkt?

Das können wir jetzt noch nicht feststellen. Hier in Bayern kam es ja am 17. März zum kompletten Lockdown, unser Kino hat dementsprechend seit drei Monaten geschlossen.

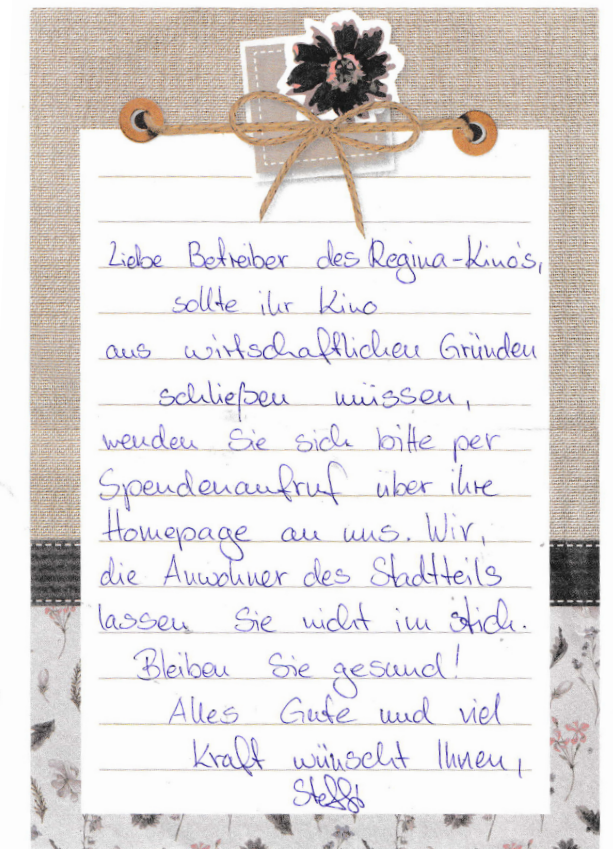
Der Staat unterstützt ja zurzeit viele Unternehmen in allen möglichen Wirtschaftsbereichen. Inwiefern erhalten Sie finanzielle staatliche Hilfe?

Wir mussten – wie andere Betriebe auch – versuchen, Unterstützung in Form von Soforthilfen zu beantragen. Diese kamen allerdings sehr zeitverzögert. Außerdem bekamen wir im Mai Unterstützungen von der Bundesregierung für Kultur und Medien und später eine weitere Soforthilfe für die Kinos.

Seit die Kinos in Bayern schließen mussten, ist nun bereits einige Zeit vergangen. Wie überbrücken Sie finanziell die Zeit der Schließung?

Was uns sehr freute, war die Unterstützung in Form des Kaufs unserer Gutscheine. Auf unserer Homepage machten wir außerdem einen Aufruf zur Spende für geringfügige MitarbeiterInnen, da diese kein Kurzarbeitergeld bekommen können. Diese Spenden konnten wir im Mai auch auszahlen. Den April haben wir für unsere MitarbeiterInnen noch aus eigener Kraft gestemmt und wie es dann im Juni wird, werden wir sehen. Demzufolge mussten zum Glück keine MitarbeiterInnen entlassen werden. Die Unterstützung unserer ZuschauerInnen half uns natürlich auch sehr: Durch zum Beispiel Briefe und guten Zuspruch spendeten sie uns sehr viel Kraft und Freude. Uns ist bewusst geworden, dass das Kino gerade jetzt eine ganz wichtige soziale Komponente hat, denn natürlich kann

man Filme streamen und diese auf Streaming-Plattformen gucken, aber im Kino schaut man Filme in einer Gemeinschaft mit Menschen, die man vielleicht gar nicht kennt, doch mit denen man durch die gleichen Interessen vereint ist. Das geht bei den entsprechenden Streaming-Diensten nicht.



Brief einer Zuschauerin an das Regina-Kino.

Wann werden Sie Ihr Kino wieder eröffnen?

Am 02. Juli. Das ist eine Empfehlung vom *Filmkunstverband AG Kino*, an die sich auch viele KollegInnen halten. Trotzdem muss man erst mal schauen, wie die neue Komponente sein wird, da wir hier in Bayern nur 50 Plätze besetzen dürfen. Für unser großes Theater mit 240 Plätzen ist das nicht so gravierend, bei dem kleineren wird es etwas schwieriger. Mit lediglich 50 Plätzen kann das Kino in Zukunft nicht überleben.

Die Kinostarts innerhalb Deutschlands variieren ziemlich stark, jedes Bundesland scheint eigene Termine für die Eröffnung ihrer Kinos zu haben. Starten Sie denn gleichzeitig mit den anderen Kinos in Regensburg oder geschieht die Eröffnung unabhängig von Ihren KollegInnen?

Nein. Ich weiß nicht, wann die anderen Kinos in der Stadt starten. Die Wahl auf den 02. Juli trafen wir mit Blick auf andere Kinos in Deutschland. Die Lichtspielhäuser Hessens beispielsweise, welche schon Mitte Mai öffneten, weisen katastrophale Besucherzahlen von manchmal nur zehn Personen auf. Außerdem mussten deren BetreiberInnen jeden Tag mehr draufzahlen, als wenn sie nicht geöffnet hätten. Das liegt daran, dass die neuen Hygienegesetze so streng waren und sie natürlich auch den MitarbeiterInnen mehr zahlen mussten.

Wie werden Sie nach der Öffnung vorgehen? Welche Regeln wird es für die KinobesucherInnen geben?

Wie bereits erwähnt dürfen wir, wie alle KinobetreiberInnen in Bayern, nur 50 Plätze im Saal mit einem Abstand von 1,5 Meter besetzen. Die BesucherInnen müssen mit Mund-Nasen-Schutz ins Foyer, dürfen diesen jedoch bei der Filmsichtung abnehmen. Wir werden auch Popcorn verkaufen, dieses allerdings in Plastiktüten abfüllen müssen. Dies ist leider nicht sonderlich umweltfreundlich, worauf wir in unserem Kino normalerweise sehr achten, doch in Anbetracht der strengen Hygieneregeln gibt es keine andere Lösung.

Die Corona-Krise hat natürlich auf die gesamte Filmwelt schwere Auswirkungen, so auch auf die Filmproduktion und auf die Filmverleihe. Wie hat sich die aktuelle Situation auf den Spielplan ausgewirkt? Welche Filme werden Sie zeigen?

Die Filmverleihe müssen sehr viel Geld für Marketingmaßnahmen und das Herausbringen eines Films ausgeben. Es macht deshalb keinen Sinn, wenn die Kinos in den verschiedenen Bundesländern zu unterschiedlichen Zeiten starten, weshalb sich viele der Lichtspielhäuser dazu entschließen, den Empfehlungen des Filmverleihs nachzugehen und somit die Filmstarts der neuen Filme zu bündeln und auf Juli zu verlegen. Wir werden mit einem neuen französischen Film namens »Die schönste Zeit unseres Lebens« starten und für die Kinder werden wir »Meine Freundin Connie« zeigen. Etwas später wird dann der Film »Marie Curie« laufen, den wir normalerweise an Ostern gestartet hätten. Die Filme, die wir im April gezeigt hätten, wurden vom Filmverleih komplett in den Herbst verschoben und Produktionen, die dann im Juli hätten spielen sollen, werden in den Dezember verlegt. Generell glaube ich, dass noch viele weitere Filme zeitlich um Monate ver-

schoben werden. Wir werden ab der Eröffnung einen Mix aus neuen Filmen und Dokumentarfilmen zeigen. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass es den Kinos genauso gehen wird wie den Restaurants, nämlich dass aufgrund der Reglementierung nicht mehr so viele Plätze besetzt werden können und es deshalb hinsichtlich des Umsatzes sehr schwierig wird.

Wie wird sich Ihrer Meinung nach die Corona-Krise auf die Zuschauerzahlen auswirken? Was ist Ihre Prognose?

Ich denke, die gesamte Situation wird sich erst einmal negativ auf die Zuschauerzahlen auswirken, denn ich kann mir gut vorstellen, dass die Gäste vorsichtig sein und nicht gleich ins Kino gehen werden, sondern noch ein wenig abwarten. Trotzdem kann man in beispielsweise Einkaufszentren beobachten, dass der Mensch während des Lockdowns Nähe zu anderen sucht und nicht wie Robinson Crusoe vereinsamen möchte. Letztendlich macht es einen Unterschied, ob man einen Film allein oder in einer Gemeinschaft ansieht.



Friederike Hirth (20) studiert Medienwissenschaft und Anglistik und kann es kaum erwarten, Filme endlich wieder auf der Leinwand zu sehen.

DER SPITZENSPORT IN DER ZWICKMÜHLE

Die Corona-Pandemie schränkt die Menschen ein – auch den Spitzensport trifft sie hart. Die *Lautschrift* hat bei den Regensburger Top-Mannschaften nachgefragt, wie sich die Situation auf sie auswirkt ...

SSV JAHN REGENSBURG

(2. Fußball-Bundesliga)



Trainer Mersad Selimbegovic.
© Janne



Spieler Benedikt Saller.
© Janne



Leiter Organisation und Infrastruktur: Alexander Hahn.
© Photo-Studio Büttner

Mitten in der Saison hat das Coronavirus den Terminplan der Profi-Fußballer durcheinandergewirbelt. Die Spielzeit wurde unterbrochen. Auch betroffen: Zweitligist *SSV Jahn Regensburg*. Cheftrainer Mersad Selimbegovic berichtet: »In der Pause habe ich den Fußball sehr vermisst. Umso schöner, dass der Ball wieder rollt.« Unter strengen Sicherheits- und Hygienemaßnahmen wird die Saison ohne ZuschauerInnen zu Ende gebracht.

Jahn-Profi Benedikt Saller erzählt: »Wir haben in erster Linie unsere alltäglichen Abläufe vermisst: Die Spiele am Wochenende, das Training, den Kontakt mit den Teamkollegen.« Die Spieler hielten sich erst individuell fit, dann durch Kleingruppentraining. Privat habe er viel Zeit zu Hause verbracht: »Ich habe Gesellschaftsspiele für mich entdeckt. *Exit* ist mein Tipp, das macht echt Spaß.«, sagt der 27-jährige Verteidiger.

Selimbegovic ist kein Freund der »Geisterspiele«: »Ohne ZuschauerInnen fehlen Emotionen. Es ist komisch, alles vom Platz und der Reservebank zu hören.« Die erste Partie nach der Pause habe sich wie ein Testspiel angefühlt. Zwar falle die Kommunikation leichter, doch der 38-jährige betont: »Mit Fans wäre es mir lieber.« Ähnlich sieht es auch Saller: »Es ist skurril, in leeren Stadien anzutreten. Dafür spielen wir ja – für diese Atmosphäre, für diesen Kitzel, der aufkommt, wenn dich die Fans nach vorne peitschen.« Für den Moment seien aber alle froh, die Saison überhaupt beenden zu können.

Das ist für die deutschen Profi-Klubs existenziell, wie Alexander Hahn, Leiter Organisation und Infrastruktur beim *Jahn*, deutlich macht: »Der Sonderspielbetrieb ohne ZuschauerInnen stellt die einzige Möglichkeit dar, die Existenz unserer Branche mit 56.000 Arbeitsplätzen zu sichern.« Es gelte, den Schaden für alle zu minimieren. Die Einschränkungen seien daher ein nötiges Übel: »Ohne Spiele hat der Profifußball eben keine Geschäftsgrundlage.«

Die Rückkehr auf den Platz sei schön gewesen, sagt Saller. Doch die Meldungen aus aller Welt rund um die Pandemie beschäftigen ihn: »Wir haben alle Familien, meine Eltern gehören auch zur Risikogruppe. Es geht darum, vorsichtig zu sein und auf sich selbst, aber auch auf die Mitmenschen zu achten.«

BUCHBINDER LEGIONÄRE REGENSBURG

(Baseball-Bundesliga)



Armin Wolf Baseball Arena. © Walter Keller

»Ich habe schon seit einem Jahr kein Spiel mehr gemacht«, sagt Philipp Meyer, Pitcher der *Legionäre*. Der 22-Jährige ergänzt: »Wegen Corona ist im Baseball der Spielbetrieb ausgesetzt.« Die Saison läuft normalerweise von Frühjahr bis Herbst. Seit die Regensburger Anfang Juli 2019 aus den Play-offs ausgeschieden waren, gab es für sie daher keine Partie mehr. Momentan ist unklar, ob 2020 überhaupt gespielt wird. »Für uns ist das bitter. Wir sind echt stark«, hadert der BWL-Student (OTH).



Spieler Philipp Meyer.
© Walter Keller

Das bestätigt sein Trainer Tomas Bison. Durch den »Lockdown« mitten in der Vorbereitung waren die Einheiten mit der Mannschaft nicht mehr erlaubt, das Trainingslager in Italien wurde abgesagt, so auch alle Testspiele. Der 46-jährige Italiener erinnert sich: »Wir haben den Jungs über Apps Anweisungen gegeben, wie sie sich fit halten.« Meyer erklärt: »Die Hauptaufgabe von Pitchern ist das Werfen, das konnte ich trotzdem üben. Außerdem wohne ich mit einem meiner besten Freunde zusammen, der auch mein Teamkollege ist.« Auch sein Studium sei nicht stark betroffen, da derzeit ein Praktikum anstehe.

Schrittweise werden die Beschränkungen aufgehoben. Inzwischen dürfen 20 Personen zusammen trainieren. Die Mannschaft ist laut Bison fast auf dem gleichen Stand wie vor dem »Lockdown«. Meyer ist froh, dass etwas Normalität zurückgekehrt ist: »Der Sport, die Leute – das hat mir wahnsinnig gefehlt.« Bison betont: »Es hatte auch positive Seiten: Wir hatten Zeit, Fehler zu analysieren und haben vieles optimiert.«

Armin Zimmermann, der Vorsitzende der *Legionäre*, sieht auch die wirtschaftlichen Folgen. Das vereinseigene Internat sowie die Gastronomie mussten schließen. »Die Gastro trägt wesentlich zu unserer Finanzierung bei. Die Elternbeiträge der InternatsschülerInnen flossen nicht; Einnahmen aus Catering oder Ticketverkäufen gibt es auch keine. Von März bis Mitte Mai haben uns über 2.000 Euro gefehlt – pro Tag.« Inzwischen laufe die Baseballschule wieder, auch das Restaurant hat geöffnet.

Das Trio hofft auf eine verspätete Saison. Meyer sagt: »Wir sind alle heiß und hoffen, dass es bald losgeht.« Bison ergänzt: »Es wäre wichtig, eine Saison zu haben. Gebt uns ein Datum für den Start. Dann hätten wir ein Ziel, auf das wir hinarbeiten können.«



Trainer Tomas Bison.
© Walter Keller

EISBÄREN REGENSBURG

(Eishockey-Oberliga Süd)



© Melanie Feldmeier | arSito

Die Corona-Pandemie hat die *Eishären Regensburg* ausgebremst. Der Oberligist (dritte Liga) war in Top-Form und hatte sich den Meistertitel der Südgruppe gesichert – doch die anschließenden Play-offs wurden ersatzlos abgesagt. »Das war für uns brutal bitter«, erinnert sich Verteidiger Xaver Tippmann und ergänzt: »Wir hatten uns viel vorgenommen.«

Sein Trainer, Max Kaltenhauser, erzählt: »Es war schwer zu verdauen, dass es plötzlich vorbei war. Man freut sich ja das ganze Jahr auf die Play-offs. Aber persönlich kann ich mich nicht über den Lockdown beschweren: Die Saison war vorbei, für uns war es fast wie Urlaub.«

Auch Tippmann sieht Positives: Direkt nach Saisonende kehrte der Füssener in die Allgäuer Heimat zu seiner Familie zurück. »Ich mache während der Sommerpause meist Grundlagentraining, vor allem Ausdauer wie Radfahren, Laufen, Wandern – das geht in der Allgäuer Natur ja super«, berichtet er. Da die Vorlesungen des 23-Jährigen, der an der Regensburger Uni Jura studiert, online stattfinden, kann er vorerst in Füssen bleiben: »Das ist für mich echt schön – so viel wie momentan habe ich meine Familie in den letzten fünf Jahren nie gesehen.«

Die komplette Situation rund um die Pandemie erlebt Tippmann als surreal. »Die ganzen schlimmen Nachrichten sind bedrückend. Ich versuche, nicht zu viele zu lesen, sonst werde ich noch verrückt.« Dennoch ist er guter Dinge, dass die nächste Saison im Spätsommer starten kann. Kaltenhauser ist da skeptisch. »Wäre Eishockey ein Outdoor-Sport, wäre ich zuversichtlicher – ist es aber nicht. Wenn wir unseren Sport überhaupt ausüben dürfen, rechne ich mit Einschränkungen, gerade was ZuschauerInnen angeht«, sagt der 39-Jährige. Denkbar sei, dass deutlich weniger Fans in den Stadien zugelassen werden. Kaltenhauser stellt aber klar: »Wir brauchen die ZuschauerInnen, sonst wäre das Ganze nicht zu finanzieren. Falls nur wenige oder gar keine Fans in die Stadien dürfen, müssten irgendwoher Kompensationszahlungen kommen, die die fehlenden Einnahmen ausgleichen. Ohne die ist es nicht möglich zu spielen.«



Spieler Xaver Tippmann.
© Melanie Feldmeier | arSito



Trainer Max Kaltenhauser.
© Melanie Feldmeier | arSito

Jan-Mirco Linse (25) studiert Medienwissenschaft und wartet als Sportfan während der Corona-Pandemie sehnsüchtig darauf, dass die Wettbewerbe wieder losgehen.



G'SICHTER HINTER DER

Was genau bedeutet die neue Corona-Realität eigentlich für die einzelnen Regensburger GastronomInnen? Drei *Lautschrift*-Redakteurinnen sind losgezogen, um sich im persönlichen Gespräch einen Eindruck davon zu machen, wie ihre Lieblings-Cafés durch die Krise kommen.

»Durch Corona entstehen neue Wege« – Die Eisdiele Stenz am Bismarckplatz



Björn Jansen und Thomas Juppe gründeten gemeinsam vor 10 Jahren die Eisdiele Stenz. Seitdem ist das Stenz-Eis stadtbekannt und diese Beliebtheit spüren die Inhaber vor allem jetzt in der Corona-Krise durch die rege Nutzung von Online-Shop und Gutscheinvertausch durch die Stammkundschaft. Trotzdem trafen die Umsatzaufälle auch sie stark. Eine aus der Not entstandene Neuerung, die wohl bleiben wird, ist die Aufteilung in Kassen- und Servicekraft, sodass wir in Zukunft unser Eis durch kürzere Schlangen noch schneller genießen können.



Verena Gerbl (23) studiert Lehramt seit sieben Semestern und fand die persönlichen Gespräche mit den Regensburger GastronomInnen eine super Abwechslung gegen gehäufte Langeweile im Corona-Semester.

»Auszeit mit Stil« – Das Café Charlotte in der Unteren Bachgasse



Inhaberin Sofiane Maazou vermisst aufgrund der vielen Abholbestellungen vor allem die Bereitschaft der Menschen, gemütlich im Café zu verweilen. Für sie ist es stets eine Freude zu sehen, dass die Leute gerne bleiben und sich wohlfühlen. Die Einrichtung des Café Charlotte ist ohnehin sehr liebevoll gewählt mit den wunderschönen Wandbemalungen und dem Vogelkäfig, der für die musikalische Unterhaltung sorgt. Aber auch die Speisen und Getränke sind ähnlich individuell. Schleckerläden kommen zwischen französischen Crêpes und algerischen Leckereien wie orientalischen Kaffee-Sorten definitiv auf ihre Kosten.

»Auf ins Exil!« – Das kurdische Cuisine-Restaurant Exil am Weißgerbergraben



Das Exil am Weißgerbergraben ist mehr als ein einfaches Restaurant: Im Sommer 2019 öffnete das Kult-Lokal seine Türen ... bis zur Corona-Krise, von deren Auswirkungen auch die Betreiber Karin Griesbeck und Ismael Cina nicht verschont blieben. Das Angebot reicht von kurdischem Bauernsalat über vegetarische Beriwan (Teigröllchen mit Schafskäse-Füllung) und feine Grill-Gerichte wie Lammfleischspieße mit Bulgur bis hin zu süßer Halva mit Vanilleeis und Schokosauce. Eigens für VeganerInnen hat Küchenchef Ismael den »Batman« kreiert: Einen veganen Kebab-Döner, der sofort zum Verkaufsschlager aufstieg. Der Straßenverkauf, der zu Beginn der Krise aufgebaut wurde, wird weitergeführt. Also egal, wie es nun weitergeht, eins steht auf jeden Fall fest: Demnächst wird es häufiger veganen Döner geben!

REGENSBURGER GASTRO

Wilde Party-Nächte gehören im Corona-gestrauchelten Regensburg schon seit Monaten der Vergangenheit an. Gespräche mit KommilitonInnen werden heute begleitet von nostalgischen Schwärmereien über das Feiern im Club – zu Zeiten, als es noch als gesundheitlich unbedenklich galt, mit schwitzigen Körpern und umgeben von alkohol-geschwängelter Luft auf Tuchfühlung zu gehen. Aufgrund monatelanger sozialer Abstinenz, wo selbst auf Umarmungen zwischen FreundInnen verzichtet werden musste, löst ein solches Szenario bei den meisten sowieso blanken Horror aus. Die Auswirkungen dieses Spagats zwischen unserem sehnlichen Wunsch nach Nähe zu FreundInnen und der gesundheitlichen Realität, die genau dies verbietet, bekommen aber vor allem unsere GastronomInnen zu spüren. Immer weniger Menschen nutzen die schönen Sommermonate, um ihr Getränk im Lieblingscafé in Begleitung zu trinken. Bestenfalls holt man sich ein Bier zum Mitnehmen an die Donau.

»Gastronomie aus Überzeugung« – Das Lokal Freiraum in der Simadergasse und die Bar Marple and Stringer am Bismarckplatz



Merlin Szabo ist der Gründer von Freiraum und Marple and Stringer. Er betreibt seine Restaurants aus Überzeugung, doch trotzdem muss damit natürlich Geld verdient werden. Das Marple and Stringer hat Corona dank To-Go-Verkauf und Gutscheinen ganz gut verkraftet und mit der Aktion »Gastfreundschaft hilft« unterstützt Merlin während der Krise Bedürftige, obwohl das Freiraum selbst kaum noch läuft. Das soll sich aber wieder ändern: Gibt es im Sommer etwas Besseres als eine Waffel im schönen Innenhof?



Franziska Baghestani (22) beendet gerade ihr Psychologie-Studium und hat sich gefreut, ihre Lieblingscafés zum Ende ihrer Zeit in Regensburg nochmal von einer persönlicheren Seite kennenzulernen.

»Unter uns Gastronomen schafft Corona großen Zusammenhalt« – Das Café Die Couch in der Fröhliche-Türken-Straße



Toby ist der Inhaber des Cafés Die Couch. Mit seinem individuellen und gemütlich einladenden Charme zählt sein Café durchaus als Herzstück Regensburgs, welches sich höchster Beliebtheit erfreut. Kaum auszudenken wäre eine Altstadt ohne Die Couch. Daher hatte Toby zusammen mit seinen MitarbeiterInnen eine super Idee, um die Corona-verkümmerten Einkünfte aufzupolieren: Ab sofort kann man sich nämlich neben Kaffee-Köstlichkeiten und alkoholischen Schmankerln auch super-schicke T-Shirts im Café besorgen, die schon begeistert und zahlreich von den RegensburgerInnen getragen werden. Also: Greift schnell zu, nur so lange der Vorrat reicht, versteht sich!



Kati Auerswald (25) studiert Vergleichende Kulturwissenschaften und Medienwissenschaften und fand die Regensburger Gastro-Szene schon immer spannend und nutzte die Gelegenheit, um einen Blick hinter die Kulissen zu erhaschen – in Zeiten der Pandemie mehr denn je.

»Die Existenzangst spürt man schon stark« – Das Café Malefiz in der Pfarrergasse



Die Schließung des Lokals im März war ein harter Schlag für Maxi und Julian. Die ehemaligen Studenten, ursprünglich aus Straubing, haben sich mit ihrem Café Malefiz einen langjährigen Traum erfüllt. Der Name lässt sich übrigens zurückführen auf den durch die Oma verliehenen Spitznamen, der so viel bedeutet wie »Lausbua«. Genau das ist ja auch das Schöne am Malefiz: Man betritt das Café und schätzt sofort die heimelige Atmosphäre sowie die individuelle Deko, die teilweise sogar von KundInnen beige-steuert wurde und damit fast ein bisschen ans eigene Wohnzimmer erinnert. Ein klares Statement also gegen Lokal-Ketten in Regensburg!



TEIL 2 – ANDERES ALS CORONA

Traumdeutung – Treffende Psychoanalyse oder nur esoterisches Gerede?	42
Eine satirische Auseinandersetzung mit Traumdeutungen à la <i>Google</i> .	
Schlaf – Der große kleine Teil unseres Alltags	45
Fragen zum unbeachteten Drittel unseres Lebens beantwortet von einem Schlafexperten.	
Body-Positivity – Über den Kampf gegen uns selbst	48
Ständiges Vergleichen mit dem vermeintlich perfekten Körper anderer – Muss das sein? Und wie werde ich glücklich mit dem, was ich habe?	
Ein Praktikum in der kolumbianischen Karibik	50
Ein persönlicher Erfahrungsbericht aus einem südamerikanischen Radiosender.	
Kann Rassismus positiv sein?	52
Was ist Rassismus eigentlich und lege ich ihn unbewusst sogar selbst an den Tag? Ein Interview.	
Wie Memes die analoge Welt verändern	54
Jede/r kennt sie, doch was ist eigentlich ein Meme? Ein Abriss über die Entstehung und Bedeutung der Meme-Kultur.	

TRAUMDEUTUNG

TREFFENDE PSYCHOANALYSE ODER BLOSS ESOTERISCHES GEREDE?



© Unsplash, Alexis Fauvet

Schon wieder aufgewacht, mit diesem unwohligen Gefühl. Ein neuer Tag bricht an und du kannst schon jetzt spüren, wie sich dir im Laufe des Frühstücks immer mehr verstörende Elemente deiner Traumwelt offenbaren werden. Am liebsten würdest du erneut in deinen Träumen versinken, die dir noch nie Erlebtes, sogar Geheimes anvertrauen und dich nachts so anders sein lassen: stark, mutig und wild; traurig, ängstlich, furchtlos oder gar ab und an ganz heldenhaft.

Verarbeiten wir in unseren Träumen unser Innerstes, Geheimes, Wünschenswertes oder unsere Sehnsüchte und Ängste? Sind unsere Träume ein weiser Spiegel, der uns etwas über uns und unsere Lebensweise sagen will? Oder aber verarbeiten wir bloß neuronale und zufällige Ereignisse aus unserem Alltag? Ich habe mich auf die Suche nach banalen Antworten begeben. Mein Ziel war es, auf Traumdeutungs-Webseiten absurde Analysen und Erkenntnisse meiner eigenen Traumbilder aufzudecken, um eine Satire darüber zu verfassen. Ich wollte euch zum Schmunzeln bringen. Ich habe bewusst und mit neugierigem Interesse skurrile Internetseiten, Foren und Blogs durchforstet, um mich schließlich auf zwei Webseiten zu beschränken: traumdeutung.de und traum-deutung.de.

Es stellte sich heraus, dass sich offenbar einige Traumsymbole in unserer Menschheitsgeschichte anhäufen und deren Analyse doch mehr zum Nachdenken, Grübeln und Sinnieren anregt, als ich es erwartet hatte.

Die folgenden Traumbilder haben sich tatsächlich bei mir und meinem Bekanntenkreis ergeben.

Spinnen im Traum

– Eine klapprige Ferienhütte aus Blech. Eine Freundin aus alten Zeiten sitzt an einem Holztisch und schaut mich an. Ich will Geschirr abwaschen, der Schmutz ekelt mich an. Ich greife zum Spülmittel, als plötzlich viele kleine schwarze Spinnen auftauchen. Sie krabbeln überall: an der Decke, die Wand entlang, über die Spüle und blitzschnell über die Armatur. Mir wird schlecht, ich bleibe ruhig. Meine Freundin bewegt sich zu einer Tür am Ende des Raums, ich folge, bin aber langsamer. Vor mir erscheinen zwei große, dicke, schwarze Spinnen. Ich versuche mich an ihnen vorbei zu tasten, es wird dunkel. Auf einmal springt mich eine der Spinnen an und ich spüre einige der kleinen Spinnen in meinem Nacken und im Haar. –

Ich wache auf, bin angespannt und spüre der inneren Aufregung nach, die sich mit jedem Wimpernschlag weiter entfernt – der Ekel bleibt. Ich interpretiere diesen Traum als unheilbringend. Als hätte ich doch so einiges noch nicht verarbeitet oder aber müsse Angst vor Vorstehendem haben. Na klar, so ein Traum in Zeiten von Corona – auch in der Nacht scheint das Leben düsterer als sonst. Ich beginne mit der Google-Suche. Die allgemeine Deutung des Traumsymbols der Spinne steht traum-deutung.de zufolge – wie erwartet – für Täuschung und Lüge. Aus »psychologischer« Perspektive sei die Spinne allerdings Symbol des Triebhaften, aus spiritueller Sicht wiederum stehe der Körper der Spinne für das Schicksal. Die clevere Internetseite traum-deutung.de hat noch mehr Häppchen auf Lager und analysiert Schritt für Schritt die einzelnen Spinnenbilder und -symbole: Die vielen kleinen schwarzen Spinnen symbolisieren demnach die dunkle weibliche Kraft, die meine inneren Leidenschaften und Gefühle preisgibt. Ich solle doch diese in der Wachwelt genauer in den Blick nehmen und meine Gefühlsausbrüche beobachten. Das ergänzt sich auch ganz passabel mit den zwei dicken, schwarzen Spinnen, die allem Anschein nach ein unerwartetes Liebesglück verkörpern, mit dem ich (denn es sind zwei Spinnen) in doppelter Menge rechnen darf.

Auf traumdeutung.de lese ich dann allerdings genau das Gegenteil: Die träumende Person müsse mit großer Intrige und viel Pech rechnen. Na toll! Kommt mir zwar viel plausibler vor mit Blick auf das ekelerregende Bestiarium der Spinne, aber ich bitte darum – ent-

scheidet euch! Das ganze Gegoogel rund um die eigenen Träume wird doch so nur noch verwirrender. Nach bisherigem Stand der internetbasierten Analyse habe ich als träumende Person also versteckte Gelüste, die sich in Form von kleinen schwarzen Spinnen, die die düstere und schaurige Weiblichkeit ausstrahlen, in mir entpuppen. Diese Bedürfnisse aber werden sich wiederum in einem sich anbahnenden Liebesglück entfalten, sofern die dicken Spinnen nicht doch ein großes Unheil über mich bringen. Wie aufregend!

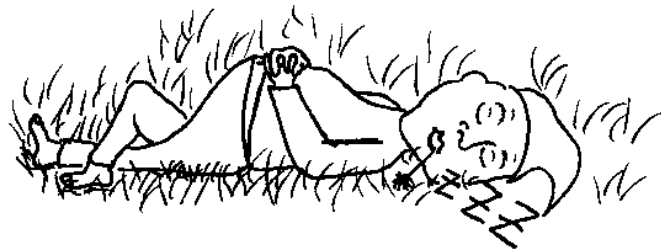


Unerkannte Superkräfte

– Ein Bekannter springt in die Donau. Es ist klar, sein Vorsatz ist, sich umzubringen. Ich stehe dabei, bleibe äußerlich gelassen und ziehe ihn mit einem Arm aus dem strömenden Wasser. Er ist so leicht, oder bin ich so stark? Letzteres ist der Fall, ich kann alles anheben und fühle mich, als hätte ich Superkräfte. –

Irritiert, aber stolz wache ich auf – kommt bestimmt vom vielen »coronabedingten« Trainieren, ich Sportkanone! Aber dem ist laut traum-deutung.de/kraft/ nicht so: Das Traumsymbol der Superkraft deutet auf die Sehnsucht der/s Träumenden hin, in der realen Welt ausreichend wahrgenommen zu werden. Außerdem verweist es auf nicht erreichte Zielsetzungen, die durch Ideale wie das der Superkraft ausgeglichen werden.

Na aber, ein großes Dankeschön an dieser Stelle. Da wache ich mit diesem beglückten und zufriedenen Stolz auf und erfahre gleich im Anschluss, dass ich gemäß unterschiedlicher Traumdeutungsgeistes keine Superheldin mit unentdeckten Kräften bin, sondern in der Wachwelt eher an so einigem arbeiten sollte und offenbar an manchen Defiziten leide?! Die »psychologische« Bedeutung hingegen verweist nicht nur auf die Notwendigkeit der eigenen Neuorientierung im Leben, sondern widmet sich spezifisch der weiblichen Träumerin und ihren Superkräften. Diese sollen offenbar dem männlichen Persönlichkeitsanteil der Frau entsprechen. Spannend, bisher habe ich mich gar nicht so männlich gefühlt. Was mein Unterbewusstsein laut traum-deutung.de alles so auf Lager hat.



Date mit einer fremden Person, oder auch: Date mit einer Person und zwei Oberkörpern

– Es läuft soweit ganz gut. Wir schauen uns an, lachen gemeinsam, aber kennen uns noch nicht. Er sitzt mir gegenüber, er gefällt mir. Auf einmal teilt sich sein Oberkörper. Vor mir sitzt nun ein Körper mit zwei unterschiedlichen oberen Teilen. Der eine ist eindeutig noch die Person von vorhin, meine neue Bekanntschaft. Den anderen Oberkörper erkenne ich nur schemenhaft, einzelne Merkmale erinnern mich an verflissene Liebschaften. –

Als ich aufwache, erkläre ich mir das im Traum Geschehene ganz simpel: Ich habe Lust auf Neues und denke im gleichen Atemzug natürlich an Vergangenes. Versteht sich doch.

Da hat sich der Psychoanalytiker Sigmund Freud aber gründlichere Gedanken gemacht: Ihm zufolge bedeutet das Kennenlernen eines fremden Mannes im Traum, dass man einen neuen Persönlichkeitsanteil in sich entdeckt. Die träumende Person solle versuchen, diesen frischen Charakterzug in der wachen Welt auszuüben.

Laut traumdeutung.de/kennenlernen/ befindet sich der/die betroffene TräumerIn in einer Übergangsphase, wenn es sich bei dem Kennenlernen um ein Date handelt. Setzt man die analytische Perspektive auf das Traum-Date in Bezug mit den getrennten Oberkörpern, wird man auf den ins Blickfeld genommenen Internetseiten nicht sehr fündig. Körperteile stehen aber scheinbar immer in direktem Bezug mit dem eigenen Ich. Auch Körperteile anderer Personen können auf einen inneren Konflikt mit der eigenen Selbstwahrnehmung hinweisen. Was also soll mir dieser getrennte Oberkörper, der verschiedene junge Männer in seinen zwei Hälften vereint, mitteilen? Ist mein Traum der weise Spiegel, der mir unterbewusst zuflüstert: »Lass diesen neuen Charakterzug zu, kümmere dich um deinen Körper, pass auf dich und deinen Körper als Ganzes auf!« Oder aber habe ich schlichtweg große Lust auf neue Erlebnisse, was sich mit Vergangenen mutmaßlich vermischt?

Paula Boden (21) studiert Politikwissenschaft, Öffentliches Recht und Kulturwissenschaft und hat sich während ihrer Recherche eindeutig noch tiefer in die Welt der Hobby-TraumanalysiererInnen getraut als in diesem Artikel ersichtlich – aus Gründen der Vorsicht.



Sicher ist hier gar nichts, sicher kann sich in diesem Punkt auch niemand sein. PsychologInnen und TraumanalytikerInnen sind sich bis heute nicht einig darüber, was unsere Traumwelt zu bedeuten hat. Die einen behaupten, wir erfassen in unseren Träumen das, was wir in unserer Wachwelt nicht ausleben, die anderen wiederum, dass wir Unverarbeitetes aufarbeiten oder Banalitäten unseres Alltags in der Nacht kanalisieren, um erleichterter durch den Tag zu gehen.

Nach meinen Internetrecherchen und tiefgehenden Einblicken in verschiedene Traumforen mit esoterischem Beigeschmack kann ich meinen Bekanntenkreis und mich als träumende Personen beschreiben, die sich durch dunkle weibliche Energie in ihren Bedürfnissen leiten lassen, sich auf anbahnendes Liebesglück freuen und dabei zugleich mit Intrigen zu rechnen haben. Wir haben die Sehnsucht nach Anerkennung und eignen uns daher Superkräfte im Traum an, während wir neue Charaktereigenschaften in uns entdecken, denen wir nachgehen sollen. Oder aber wir sind schlicht und einfach junge Studierende, die in diesen aufwühlenden Zeiten durch viel Bewegung und mehr Ruhe eindringlicher zu sich finden und Vergangenes intensiver aufarbeiten als bisher – in einem Alltag aus Stress, sozialen Verpflichtungen und Schlafmangel. Bestimmt ist an so mancher Traumdeutung was dran. Bestimmt lässt sich die eine oder andere tiefenpsychologische Analyse der im Traum wackelnden Zähne oder des tief fliegenden Adlers auf viele unserer Lebenswelten anwenden und projizieren. Bestimmt deuten wir aber in kleine schwarze Spinnen doch deutlich mehr dunkle, weibliche Kraft und Gelüste hinein, als es die rationale Wirklichkeit für uns vorsieht.

SCHLAF

DER GROSSE KLEINE TEIL UNSERES ALLTAGS

Alle tun es, doch nur wenige machen sich viele Gedanken über dieses Thema. Bei einer Lebenserwartung von etwa 80 Jahren verbringen wir laut Statistik rund 24 Jahre und vier Monate unseres Lebens allein mit Schlafen. Aber was wissen wir eigentlich darüber?



© Laura Hiendl

PD Dr. Roland Popp ist Diplom-Psychologe und Somnologe am *Universitären Schlafmedizinischen Zentrum Regensburg* und hat mir einige Fragen zu diesem umfangreichen Thema beantwortet.

Manche Personen sagen, sie brauchen ihre täglichen acht bis neun Stunden Schlaf, anderen wiederum reichen sechs Stunden vollkommen aus. Wie viele Stunden Schlaf sind nun gesund? Und wie viel Schlaf braucht der Mensch wirklich?

Im Durchschnitt geben die meisten Menschen an, 7,5 Stunden zu schlafen. Tatsächlich braucht jeder Mensch so viel Schlaf wie es seinem Schlafbedürfnis entspricht und dies kann durchaus von Person zu Person schwanken. Man kann sich das wie eine Gauß'sche Normalverteilung vorstellen: Der Mittelwert ist 7,5 Stunden, aber es gibt Personen, die eben weniger Schlaf benötigen, und welche, die unbedingt mehr Schlaf brauchen. Das ist wie bei der Schuhgröße: Die meisten Frauen benötigen zwar Größe 39, aber damit ist denjenigen, die Größe 37 oder 41 brauchen, nicht geholfen. Deswegen ist es wichtig, für sich selbst herauszufinden, was das individuelle Schlafbedürfnis ist – mit welchem man gut durch den Tag kommt, das heißt über den Tag nicht mit vermehrter Müdigkeit konfrontiert ist, sondern sich insgesamt leistungsfähig, fit und emotional ausgeglichen fühlt.

Wichtig zu wissen:

Es gibt sogenannte **Kurzschläfer**, die mit teilweise nur vier Stunden Schlaf auskommen; dies entwickelt sich meistens schon ziemlich früh im Kindes- und Jugendalter und bleibt stabil. Kennzeichnend ist, dass sich diese Personen tagsüber auch nicht hinlegen müssen und keinen Schlaf nachholen, sondern mit diesem Quantum völlig auskommen. Umgekehrt gibt es die **Langschläfer**, also Personen, die neun oder zehn Stunden Schlaf brauchen: Wenn sie weniger Schlaf bekommen haben, kämpfen sie mit Müdigkeit und Schläfrigkeit und leiden dann auch unter Schlafmangel. Zum Problem wird es, wenn man viele Stunden Schlaf braucht und sich trotzdem ständig schläfrig fühlt, dann steckt manchmal eben auch eine Schlafstörung dahinter.

Kann man »vorschlafen« oder »Schlaf nachholen«?

Wenn man von der individuellen Schlafbedürfnissen-ge abweicht, kommt es schnell zu einem Schlafminus beziehungsweise -defizit, welches es dann tatsächlich auch nachzuholen gilt. Wenn man zu wenig Schlaf bekommt, versucht der Organismus das auszugleichen – dahinter steckt ein homöostatisches Prinzip. Bei einem Schlafdefizit muss vor allem Tiefschlaf nachgeholt werden, der für die Erholbarkeit des Schlafes sehr wichtig ist. »Vorschlafen«, wenn man zum Beispiel eine Nachtschicht hat, bringt nicht so viel, wie man meint. Man wird im Laufe der Nacht – meistens gegen drei bis vier Uhr, wenn auch die chronobiologische Uhr auf Schlaf gestellt ist – generell extrem müde. Vorschlafen kann helfen, wenn vorher ein Schlafdefizit vorhanden war, welches durch Tagschlaf wieder ausgeglichen werden kann und man so zumindest nicht vorbelastet in eine Nachtschicht geht.

Wann schläft man nun »gut« oder »schlecht«?

Das A und O ist, dass der Schlaf erholbar sein sollte, das heißt wie leistungsfähig und fit man sich am Tag fühlt und nicht unbedingt die Stimmung oder der Zustand, mit dem man morgens aufwacht – denn da

macht es einen großen Unterschied, ob man ein Morgen- oder Abendtyp ist. Der Morgentyp (sogenannte Lerche) kommt am Morgen schnell in die Gänge und fühlt sich frisch und fit, auch wenn er vielleicht weniger Schlaf als sonst hatte, seine chronobiologische Uhr aktiviert ihn in der Früh aber eben sehr stark. Beim Abendtyp (sogenannte Nachttaube) ist es umgekehrt: Dieser hat – unabhängig von der Schlafmenge – generell Schwierigkeiten am Morgen und ist »morgenmuffelig«. Das heißt also: Ob der Schlaf ausreichend und erholbar war, zeigt der Verlauf des Tages. Wenn der Schlaf bei einer Lerche zu wenig war, dann wird diese Person einfach eher müde als sonst; wenn eine Nachttaube zu wenig geschlafen hat, tritt der paradoxe Effekt ein, dass diese am Abend wieder munterer wird, da der chronobiologische Rhythmus dann aktivierend wirkt – diese Person läuft dann noch Gefahr, erst recht ein Schlafdefizit aufzubauen, weil sie nicht ausgleichend früher ins Bett geht, sondern möglicherweise – wie normal – erst später.

Es gibt eine Reihe an schlafhygienischen Maßnahmen – hier muss man vorsichtig sein, ob diese für einen selbst jeweils zutreffen. Generell gibt es ein paar Grundprinzipien [siehe Infobox]. Bei einer guten Schlafhygiene geht es vor allem darum, Dinge, die problematisch sind, für sich selbst zu erkennen und zu versuchen, diese abzustellen.

Wie entstehen (Alp-)Träume?

Im sogenannten REM-Schlaf (*Rapid Eye Movement*) träumen wir besonders intensiv, leidenschaftlich, wild und bizarr. Aber auch beim Einschlafen oder im Tiefschlaf sind relativ nüchterne, alltägliche Träume möglich – da träumen wir meistens das, was uns tagsüber beschäftigt hat. Das »große Kopfkino« ist aber im REM-Schlaf angesagt. In dieser Phase ist man übrigens komplett gelähmt, das heißt die gesamte Willkürmuskulatur ist ausgeschaltet, wir können in dieser Phase unsere Träume deswegen auch nicht ausagieren und erleben. Genau in diesen Schlafphasen können manchmal negative (Alp-)Träume auftreten, die uns dann beim Aufwachen mit Angst und Schrecken erfüllen oder tagsüber nachhängen. Richtige Alpträume sind es, wenn immer wieder das gleiche Thema als erschreckend, beängstigend oder eklig auftritt und die Schlafqualität beeinträchtigt.

Auf vielen Smartphones gibt es Bildschirmfunktionen oder Apps, mit welchen Blaublicht gefiltert werden kann (zum Beispiel Night Shift bei iOS). Ist so etwas effektiv und kann man dann ruhigen Gewissens vor dem Schlafen am Handy sein?

Licht beeinflusst maßgeblich unseren Wachheitsgrad und die chronobiologische Uhr. Das heißt: Extrem helles Licht am Abend kann dazu führen, dass das Dunkelhormon Melatonin nicht ausgeschüttet wird und uns daher nicht müde werden lässt. Neuere Erkenntnisse zeigen, dass es einen speziellen Rezeptortyp im Auge gibt, der hauptsächlich auf den Blaublichtanteil im Licht reagiert und dadurch unsere innere chronobiologische Uhr maßgeblich steuert und mit der Außenwelt synchronisiert (zum Beispiel beim Jetlag). Hier können eben gerade Tablets und Smartphones beziehungsweise generell LED-Bildschirme, die einen hohen Blaublichtanteil haben, auch negativ dazu beitragen und dazu führen, dass man nicht einschlafen kann. Deshalb sind blaublichtfilternde Bildschirmfunktionen sicherlich eine sinnvolle Sache.

Anmerkung der Redaktion:
Das Prinzip bestimmter Funktionen wie zum Beispiel Night Shift: Das Display wird zum Abend hin orangefarbener, signalisiert somit eher Dunkelheit und setzt den natürlichen Schlafmodus in Gang.

Mittlerweile sind viele Fitnesstracker auf dem Markt, die auch das Schlafverhalten aufzeichnen. Was halten Sie davon? Sind diese als Anhaltspunkt sinnvoll?

Es gibt ja Tracker, die von sich behaupten, sie könnten die verschiedenen Schlafphasen voneinander unterscheiden – da bin ich sehr skeptisch. Und auch Studien, die das untersucht haben, zeigen, dass dies nicht so zuverlässig ist – vor allem, wenn es sich um Personen mit Schlafstörungen handelt. Wenn der Schlaf gestört oder nicht typisch ist, kommt man mit Fitnesstrackern häufig zu ganz anderen Ergebnissen als beim klassischen Verfahren im Schlaflabor, die ein verlässliches Hypnogramm des Schlafablaufs (»Schlafprofil«) liefern. Was wir aufgrund der Corona-Krise zurzeit nicht wie geplant umsetzen konnten: Wir möchten dies tatsächlich untersuchen und den Goldstandard (sogenannte Polysomnographien) mit Ergebnissen, die zum Beispiel die Apple Watch oder andere Fitnesstracker liefern, vergleichen. Damit können wir dann selbst wissenschaftlich beurteilen, wie zuverlässig diese Geräte sind. Mein Fazit: Solche Tracker sind ganz gut, um die nächtliche Aktivität zu zeigen, aber inwieweit diese die Qualität widerspiegeln, insbesondere den Tiefschlaf, wage ich zu bezweifeln. Wie zuverlässig diese wirklich sind, muss erst wissenschaftlich abgesichert werden. Bestenfalls liefern diese Annäherungen – bei Personen mit einem ungestörten Schlaf.

Zum Abschluss: Welchen Tipp haben Sie für uns Studierende, wenn man vor einer wichtigen Prüfung einfach nicht einschlafen kann?

Wichtig ist, rechtzeitig Schluss zu machen und nicht vom Schreibtisch direkt ins Bad und ins Bett zu gehen. Man sollte den Abend für sich entspannt ausklingen lassen und abschalten (zum Beispiel um den Block gehen, einen Tee machen oder Lieblingsmagazin durchblättern), anstatt mehrmals das Gelernte zu rekapitulieren. Als Tipp (auch generell vor wichtigen Terminen): Um sich den Druck zu nehmen, unbedingt ausreichend Schlaf bekommen zu müssen, damit man fit genug ist, kann man sich selbst sagen, dass das Adrenalin, das in der (Prüfungs-)Situation am nächsten Tag ausgeschüttet wird, zuverlässig aktivierend wirken wird und wir nicht unbedingt auf den Schlaf angewiesen sind.

SCHLAFHYGIENISCHE MASSNAHMEN



Auf die Uhr sehen: kontraproduktiv

– nachts ständig auf die Uhr zu sehen und zu denken »Jetzt bin ich schon wieder wach« oder »Bald muss ich aufstehen«, ist dann immer mit Ärger verbunden

→ Handy oder Wecker vom Bett weglegen



Koffein: unterschiedlich

– manche Personen können abends Kaffee trinken und danach trotzdem gut einschlafen und manche vertragen überhaupt kein Koffein

→ bei Letzterem sollte man abends natürlich auf Koffein verzichten



Sport: nicht unbedingt optimal

– am Abend extrem viel Sport zu machen, um erst recht kaputt und erschöpft zu sein

→ das kann den Körper (und vor allem den Geist) manchmal noch eher aktivieren und es wird schwierig abzuschalten



TV-Schlafen: schlecht

– vor dem Fernseher einzuschlafen, wirkt wie ein Power-Nap

→ darauf verzichten, indem man sich zum Beispiel auf einen unbequemen Stuhl setzt



Alkohol: ungesund

– man hat zwar subjektiv das Gefühl, schneller und besser einzuschlafen, aber die Qualität des Schlafes, während welchem der Alkohol abgebaut wird, ist unter'm Strich deutlich schlechter

→ Alkohol als Schlafhilfe meiden



Schlafritual: hilfreich

– Aktivitäten zum Abend hin, die den Tag wirklich abschließen

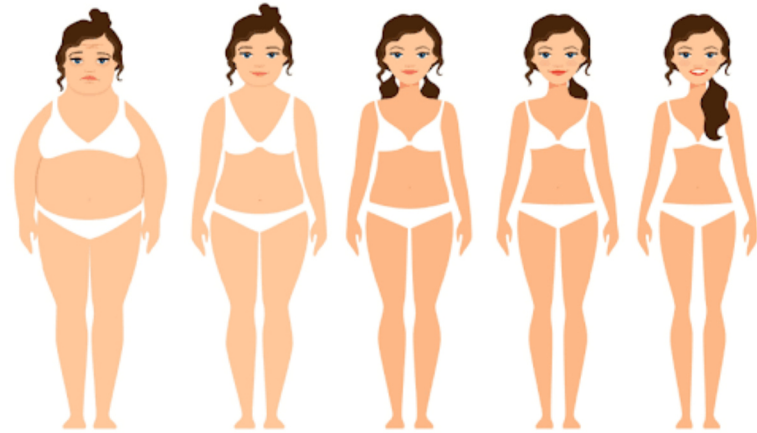
→ wie etwa noch einmal um den Block gehen, einen Tee trinken oder das Lieblingsmagazin durchblättern



Laura Hiendl (24) studiert Psychologie und Kriminologie im Master und überdenkt nach dem Interview vielleicht doch einmal ihr Ritual in Form des Fernsehschlafens.

BODY POSITIVITY

ÜBER DEN KAMPF GEGEN UNS SELBST



Vorher: unglücklich, dick. Nachher: vor Lebensfreude sprühend, schlank.
© ssstocker

Egal wo, wir werden zugemüllt mit diesen Bildern, diesen Ergebnissen der Selbstoptimierung von fremden Personen. Wir fragen uns: Wie haben sie das gemacht und wie bekomme ich das auch hin? Wir bekommen ein schlechtes Gewissen, weil sie es geschafft haben, sich in die vermeintlich beste Version ihrer selbst zu verwandeln und wir gleichzeitig zu sehr in unserem Alltag stecken, um das auch aus uns selbst herauszuholen. Doch was wäre, würde jemand dieses Bild einfach umdrehen?

Der Dokumentarfilm »Embrace« erzählt die Geschichte von Taryn Brumfitt. Sie hatte immer ein relativ gesundes Körperbild von sich selbst, doch das verändert sich nach der Geburt ihrer drei Kinder. Sie weint, wenn sie in den Spiegel sieht und fühlt sich nicht mehr wohl in ihrem Körper.

Kurz vor ihrer geplanten Schönheitsoperation, die alles wieder »in Ordnung« bringen soll, bringt der Gedanke an ihre Tochter sie davon ab. Wie soll sie ihr, wenn sie einmal älter wird und in die Pubertät kommt, vermitteln, dass sie perfekt ist, wie sie ist? Dass mit ihr alles »in Ordnung« ist, wenn sie es ihr selbst nicht vorleben kann? Ihre Alternative, sich wieder in eine bessere Version von sich zu verwandeln, ist harte Arbeit.

Eine befreundete Fitnesstrainerin trainiert mit ihr für einen bevorstehenden Beauty Contest. Sie trainiert mehrere Stunden täglich und fünf Monate später steht sie mit einem gestählten, in der heutigen Gesellschaft

»perfekten« Körper auf der Bühne und ist unglaublich unglücklich. In den vergangenen Monaten hat sie kaum Zeit mit ihrer Familie oder Freunden verbracht und die Lebensfreude ist verschwunden.

Es kostete sie so viel Zeit, Besessenheit und Energie, um auf dieser Bühne zu stehen. In diesem Moment war sie umringt von Frauen, die den Erwartungen der Gesellschaft an den weiblichen Körper mehr als entsprechen sollten, doch auch sie waren nicht zufrieden. Und wenn sie es nicht sein konnten, wie soll es denn irgendwer schaffen?

Jessica Libbertz spricht in ihrem Buch »No Shame« von der Scham. Sie definiert sie als »eine schmerzhaft, selbstbewusste Emotion, in der man das gesamte Selbst als fehlerhaft empfindet«. Das eigentlich Bizarre ist ja: Wir sehen den ganzen Tag, aber wir erkennen nicht.



Vorher: durchtrainiert, dünn, auf einer Bühne, unglücklich. Nachher: ein bisschen Bauch, hängende Brüste, selbstbewusst, glücklich.
© Taryn Brumfitt

»Beinahe jede Frau schämt sich, weil sie nicht dem bizarren, ausgehungerten Schönheitsideal entspricht. Es gibt Millionen Frauen auf der Welt, die ihren Körper gerne eintauschen würden gegen den eines hyperdürren Supermodels. Aber von dieser Laune der Natur, gibt es nur ein paar Handvoll! Auf dem gesamten Erdball!«

Wir sehen jeden Tag dutzende Frauen in unserem Umfeld; sei es im Bus, in der Uni oder in der Sauna. Wir sehen, wie ganz normale Frauen jeden Alters aussehen, aber wir erkennen nicht. Wir erkennen nicht, dass wir gut sind, wie wir sind. Dass es in Ordnung ist, dass wir dick, dünn oder anders sind.

Taryn Brumfitt hat es in dem Moment, in dem sie auf der Bühne stand, erkannt und fing an, wieder ein normales und gesundes Leben zu führen. Einige Zeit später postete sie auf Facebook ein Bild von sich. Sie posiert nackt und strahlt in die Kamera. Sie stellt es neben ein Bild, welches auf dem Beauty Contest von ihr entstanden ist.

Diese Umkehrung der Selbstoptimierung stößt auf viel Aufmerksamkeit – positive wie negative, aber vor allem tragische. Sie wagt es, sich in ihrem Körper wohlfühlen, obwohl es nicht dem Ideal entspricht. Es erreichen sie Nachrichten von Frauen weltweit.

Frauen, die nicht mehr mit ihren Kindern an den See gehen wollen. Frauen, die keine Intimität mit ihrem Partner zulassen können. Frauen, die sich selbst abstoßend finden, weil sie sich schämen. Aber auch Frauen, die diesen Teufelskreis durchbrochen haben.

Bei der Suche nach einer Antwort auf die Frage, warum so viele Menschen ihre Körper hassen, beginnt eine Reise um die Welt. Viele der Frauen, die sie dabei trifft, haben einschneidende Geschichten erlebt, die sie zu dem Punkt gebracht haben, diesen ganzen Wahnsinn einmal zu hinterfragen.

Ist eine Frau nicht mehr als ihr Aussehen? Ist es für uns im Jahr 2020 immer noch das größte Ziel, schön zu sein? Unser Körper ist kein Schmuckstück, sondern ein Instrument. Und wir müssen uns um diesen Körper kümmern und ihn wertschätzen für das, was er alles kann.

Jessica Libbertz spricht in ihrem Buch von erschreckenden Zahlen. 91 Prozent der Frauen hassen ihren Körper. »Hass« ist ein hartes Wort, aber genauso wird es beschrieben. Warum hassen wir den teuersten Diener unseres Lebens so sehr?

Das Gesetz spricht von der Unantastbarkeit der Würde des Menschen. Warum greifen wir dann selbst andauernd unseren Körper an? Wir sind zwar davor geschützt, dass andere unsere Würde angreifen, doch wir sollten dabei auch lernen, sie selbst zu schützen. Niemand ist gegenüber unseren Körpern so kritisch wie wir selbst. Alle sind so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass gar keine Zeit bleibt, sich über das Aussehen der anderen Gedanken zu machen.

Niemand würde mich mehr oder weniger mögen, wenn ich endlich mein Wunschgewicht erreichen oder zehn Kilogramm mehr wiegen würde. Die einzige Person, deren Zuneigung für meinen Körper sich verändern würde, wäre ich selbst.

Also warum nicht einfach jetzt damit anfangen? Warum warten, bis ein einschneidendes Ereignis kommt, das meine Sicht auf mich und meinen Körper verändert? Warum nicht die ganze Energie, die ich in diesen kleinen Teil von mir stecke, in Selbstliebe, Kreativität und Dankbarkeit investieren? Warum nicht einfach mal den ganzen Scheiß hinter uns lassen?

Wie es Taryn Brumfitts Mann sagt: Er hat seine Frau nicht wegen ihres Körpers geheiratet, sondern weil sie eine humorvolle, lebenslustige Powerfrau ist. Wir müssen endlich aufhören, einen Krieg gegen uns selbst zu führen, den wir nicht gewinnen können.



Merle Mursch (19) studiert Politikwissenschaft und öffentliches Recht und findet, dass man für die perfekte Bikinifigur nichts außer einen Bikini braucht.

EN BARRANQUILLA ME QUEDO

EIN PRAKTIKUM IN DER KOLUMBIANISCHEN KARIBIK

»Von der Karibik aus tritt es zutage. Schön, reizend. Mit Meer und Fluss. Eine tolle Gesellschaft. Wunderschönes Barranquilla. Ich sing dir jetzt.« So klingt die Salsa-Hymne von Barranquilla, einer bezaubernden Stadt in der kolumbianischen Karibik. Dort bin ich zufällig gelandet, da ich nach meinem fünfmonatigen Auslandssemester in Mexiko-Stadt ein neues Land kennenlernen wollte und ein Praktikum im Journalismus plante.



Das Team von Vokaribe Radio. © Valentina Mendez

Anfangs antwortete mir niemand auf meine Bewerbungen und langsam war ich schon am Verzweifeln. Plötzlich ploppte eine Email auf meinem Handy auf: *Vokaribe Radio* in Barranquilla hatte mir eine Bestätigung für ein zweimonatiges Praktikum geschickt – ich nahm an.

Ich fing an, Informationen über Barranquilla und den Radiosender zu suchen und fand heraus, dass der Sender hauptsächlich sozio-politische Themen behandelte, was ich besonders spannend fand. Am 07. Januar flog ich dann also von Mexiko-Stadt nach Medellín und von dort aus ging es mit dem Bus in das tropisch-heiße Barranquilla. Die Städte in Kolumbien sind nach sozialen Klassen strukturiert: Der Norden ist reich – Barranquillas Norden hat einen Miami-Touch und auch die Mall-Kultur ist hier stark vertreten – und der Süden ist arm – sehr arm, die Viertel erinnern an brasilianische Favelas. Die Hauptstraßen sind etwas aufgemöbelt und man findet dort Supermarktketten, kleine Geschäfte und Essensstände an den Straßenrändern. Sobald man dann aber hinter die Kulissen schaut, sieht das Innere des *Barrios* ganz anders aus: keine Kanalisation, schlechte Wasser- und Stromversorgung und heruntergekommene Häuser.

Der Sender lag mitten im Süden der Stadt – in einem *Barrio* namens La Paz, in das ein ausländischer Pfarrer im wahrsten Sinne des Wortes den Frieden gebracht hatte. Er hatte das *Barrio* in den letzten Jahren mit viel Liebe und Zuneigung aufgepäppelt und dafür liebten ihn alle. Er hat auch eine *Casa de la Cultura* gegründet, wo unter anderem das Studio von *Vokaribe Radio* ist. Das Studio ist winzig klein und als ich den ersten Tag ins *Barrio* fuhr, war ich beeindruckt von allem, was ich sah. Ich stieg in den Bus, der Busfahrer spielte die berühmte-berühmte Salsa »En Barranquilla me quedo« – *Ich bleibe in Barranquilla*. In vierzig Minuten Busfahrt verwandelte sich die Stadt um 180 Grad. Venezolanische Flüchtlinge stiegen in den Bus und verkauften Süßigkeiten, um sich ihr täglich Brot zu verdienen. Die Häuser waren alle sehr klein und entweder gar nicht oder in einem schlichten Weiß gestrichen. Die Bäche der Viertel triefen vor Dreck. Man sah viele Leute auf der Straße. Die einen aßen *Arepas* und einen *Tinto* (kolumbianischen Kaffee) zum Frühstück, die anderen brachten gerade ihre Kinder zur Schule. Im Studio angekommen lernte ich Octavio, Laura, Alfredo und Valeria kennen. Octavio war einer der Mitbegründer von



Valentina im Interview mit einer Barrio-Bewohnerin. © Valentina Mendez

Vokaribe, Laura eine junge, flippige HipHoperin und Alfredo ein typisch verrückter Barranquillero Ende 50. Valeria war auch eine deutsche Praktikantin aus Berlin und fiel im Barrio wegen ihrer weißen Haut sehr auf – deshalb kannten sie auch sofort alle. Die Karibikküste in Kolumbien ist afrokolumbianisch und das spiegelt sich in ihrer Kultur, Musik und ihren Tänzen wider.

Anfang Januar begann schon der *Precarnaval* – die Vorzeit des Karnevals. Der Karneval ist großer Bestandteil der Barranquillero-Kultur und zählt zu den größten Karnevals weltweit. Früher war es ein Karneval der Barranquilleros selbst, heute ist es ein »wiesn-ähnliches« Touri-Event. Die Umzüge und Veranstaltungen werden im Norden der Stadt ausgelegt, das heißt, die Unterschicht hat kaum Zugang zu den Events. Oft haben die Menschen kein Geld für die Fahrtkosten. Außerdem sind die Eintrittskarten für die bekannten Umzüge horrend teuer. Früher nahmen die armen Leute noch als TänzerInnen an den Veranstaltungen teil; seit Kurzem werden die Tanzgruppen aus dem Süden der Stadt aussortiert. Mittlerweile ist es ihnen auch verboten, Essen und Getränke bei den Umzügen zu verkaufen und sich so ihren Jahresverdienst zu erarbeiten. Ich durfte einige Artikel zum Karneval verfassen, jedoch stellte sich kein einziges Mitglied der Regierung für ein Interview zur Verfügung. Warum? Weil ich von *Vokaribe Radio* kam. Der Sender ist unabhängig vom Staat und das war das Problem: Ich konnte in meinen Beiträgen erzählen, was ich wollte und brauchte dafür keine Erlaubnis der Regierung. So funktioniert die Presse in den meisten Teilen Lateinamerikas. Obwohl *Vokaribe* von der *Deutschen Welle* mit genügend technischen Geräten ausgestattet wurde, bekam der Sender keine Erlaubnis, ihren Senderadius über die ganze Stadt zu erweitern. Die Armen und ihre Probleme sollten im Süden unter sich

bleiben. Im Norden störten Probleme aus der Unterschicht nur. Es schien, als wäre das das politische Motto des Bürgermeisters von Barranquilla.

Auch in der Flüchtlingspolitik war Herrn Pumarejos Einstellung nicht anders. Im *Barrio 7 de Abril*, eines der ärmsten der Stadt, gibt es einen Sektor mit dem Namen »Via Caracas« – Straße Caracas. Dort stehen 65 Hütten aus Lehm, Plastik und allem, was man so finden kann. In jeder Hütte leben bis zu vier Großfamilien, die aus ihrem Heimatland Venezuela über die Grenze und die Guajira nach Barranquilla geflohen sind. Die meisten haben keine Papiere. Es gibt aber auch einige, die einen kolumbianischen Pass haben, weil ihre Familien damals, als Kolumbien kritische Zeiten erlebte, nach Venezuela ausgewandert sind. Trotzdem finden diese aufgrund ihres venezolanischen Akzents keine Arbeit. Die meisten sammeln deshalb Müll und verkaufen diesen, um ihre Familien mit einer Handvoll Reis zu versorgen. Eine indigene Venezolanerin erzählte mir, dass ihre Familie täglich etwa zehn Kilogramm Müll sammelt, für den sie circa 10.000 Pesos (drei Euro) bekommt. Die Menschen dort leben in den schlechtesten Verhältnissen, das Dengue-Fieber ist in Kolumbien seit Jahren das Coronavirus der Armen und die Menschen stürzen sich aus Verzweiflung oft in Alkohol und Drogen. In *7 de Abril* gibt es keinen Miami-Flair und dort herrscht alles andere als Faschingsstimmung. Die Regierung ignoriert diese Teile der Stadt am liebsten.

Ich persönlich aber hatte das große Glück, diese Leute zu treffen und mit ihnen zu sprechen, ihre Geschichten zu erzählen und so ihre Stimmen lauter zu machen. Nach zwei Monaten, die ich in einer so bunten Stadt wie Barranquilla gelebt habe, kann ich nur sagen: »En Barranquilla me quedo« – *Ich bleibe in Barranquilla*.



Valentina Mendez (22) studiert Spanische Philologie, Interkulturelle Studien und Medienwissenschaften und hatte nach ihrem Aufenthalt als Praktikantin bei einem Radiosender in Barranquilla das große Bedürfnis, ihre Erfahrung mit anderen zu teilen.



© Unsplash, Jeff Siepman

KANN RASSISMUS POSITIV SEIN?

Bin ich RassistIn, weil ich das Fehlverhalten eines Menschen mit nicht-weißer Hautfarbe weniger streng beurteile als normalerweise? Fällt es nicht auch unter Ungleichbehandlung, benachteiligten Gruppen explizite Vorteile in den Bereichen Bildung und Beruf zu gewähren, wie es inzwischen in vielen Antidiskriminierungspolitiken vorgesehen ist? Was ist eigentlich Diskriminierung? Die *Lautschrift* hat sich mit Dr. Jan-Christoph Marschelke von der Forschungsstelle Kultur- und Kollektivwissenschaft* der Uni Regensburg über genau diese Fragen unterhalten.

Was versteht man eigentlich unter Rassismus?

Was der Begriff »Rassismus« genau bedeutet, ist sehr umstritten. Der kleinste gemeinsame Nenner ist wohl die Auffassung, dass Rassismus erstens die Unterscheidung menschlicher Kollektive meint, die dabei zweitens wertend und hierarchisierend verfährt. Das ist indes sehr allgemein gefasst. Eine mögliche Spezifizierung vertritt zum Beispiel der US-amerikanische Historiker George Marsh Fredrickson: Für ihn ist entscheidend, ob Unterscheidungskriterien zwischen Menschen so gebildet werden, dass die Grenze quasi unüberwindbar wird. Sprich, es ist nicht entscheidend, ob das Kriterium sich auf Hautfarbe, Religion oder Kultur bezieht, sondern dass Menschen die Kollektive nicht wechseln können.

Und wo liegt der Unterschied zu Diskriminierung?

Das kommt wiederum darauf an, was man unter den Begriffen versteht. Ich könnte Rassismus als geistiges Konstrukt verstehen, als Weltanschauung. Dann könnte ich davon trennen, ob jemand diese Weltanschauung in die Tat umsetzt und andere diskriminiert. Versteht man indes – und das ist mir sympathischer – Rassismus als einen Komplex aus Praktiken, dann ist Diskriminierung immer schon Teil des Rassismus. Davon abgesehen kann ich meine Mitmenschen freilich aus Gründen diskriminieren, bei denen viele Menschen nicht zuerst an Rassismus denken: zum Beispiel aufgrund von Geschlecht, Alter oder Schichtzugehörigkeit. In diesem Sinne würde Diskriminierung jede nicht zu rechtfertigende Ungleichbehandlung umfassen.

Was bedeutet dann im Umkehrschluss positive Diskriminierung? Und ist der Ausdruck nicht ein Widerspruch in sich selbst?

Ja, ist er wohl. Wenn man Diskriminierung als eine Ungleichbehandlung definiert, die sich nicht rechtfertigen lässt, dann wäre die positive Diskriminierung keine Diskriminierung, weil es für sie ja – jedenfalls aus Sicht ihrer BefürworterInnen – sehr gute Rechtfertigungsgründe gibt. Diese Widersprüchlichkeit ist aber durchaus aussagekräftig. Sie macht deutlich: Auf der einen Seite suspendieren wir die sonst üblichen und vermeintlich »neutralen« Kriterien (zum Beispiel die »Leistung« bei einer Stellenvergabe) zumindest teilweise, um einer sozialen Asymmetrie entgegenzuwirken. Auf der anderen Seite beruht diese Asymmetrie aber letztlich auf wirklichen, also negativen, Diskriminierungen.

Ich habe immer den Eindruck, dass die Phänomene Rassismus und Diskriminierung so alt sind wie die Menschheit selbst. Positiver Rassismus oder positive Diskriminierung sind hingegen moderne, wenn nicht sogar postmoderne Erscheinungen.

Diskriminierung ist sicherlich so alt wie die Menschheit selbst. Ob das für Rassismus auch zutrifft, darüber streitet man. Aber auch wenn man den Rassismus für ein geradezu anthropologisches Phänomen halten möchte, scheint mir schon wichtig zu berücksichtigen: In der rigorosen und systematischen Form, wie sich Rassismen in der Moderne entwickeln, beispielsweise in Form von wissenschaftlichen Theorien und Säuberungspolitiken, das gab es so und in dem Ausmaß vorher sicherlich nicht. Was positiven Rassismus oder positive Diskriminierung angeht, mag man vereinzelte Gegenreaktionen schon mit dem Aufkommen des Rassismus' in der Moderne nachweisen können. Aber in der Form, wie wir das heute diskutieren, sind sie dann ein spätmodernes Phänomen. Dafür spräche, dass sie eigentlich auf einem Gleichheitsverständnis beruhen, das möglicherweise nie zuvor so weite Verbreitung und eine so differenzierte Diskussion erfahren hat.

Halten Sie Maßnahmen positiver Diskriminierung in Deutschland für zielführend oder eher kontraproduktiv? Beispielsweise die Bevorzugung von BewerberInnen mit Migrationshintergrund für bestimmte Stellen im öffentlichen Dienst?

Es gibt gute Gründe, warum das Thema so umstritten ist. Insgesamt sympathisiere ich mit dem Ansatz, vor allem aus drei Gründen: Erstens wird nach wie vor bei Einstellungen ebenso wie bei anderen Situationen, wo eine Auswahl stattfindet, diskriminiert. Also bedarf es eines Gegengewichts eben durch positive Diskriminierungen, Quoten und so weiter. Zweitens kann es für Menschen, die Diskriminierung erfahren, hilfreich sein, positive Beispiele vor Augen zu haben. Und drittens bewirkt institutioneller Rassismus sicherlich bei nicht wenigen Leuten, dass sie beispielsweise Behörden nicht wirklich trauen, beziehungsweise nicht erwarten, dass sie dort fair behandelt werden – und zwar weil sie Angehörige einer diskriminierten sozialen Kategorie sind. Bei positiver Diskriminierung geht es aber nicht nur um Vertrauen in diese Einrichtungen des öffentlichen Dienstes, sondern auch um Ressourcen: Habe ich MitarbeiterInnen mit bestimmten Sprachkenntnissen oder Erfahrungen mit einer bestimmten Religion et cetera?

Ein Gegenargument, das ich aber tatsächlich gewichtig finde, ist, dass solche Politiken, insbesondere wenn es um so etwas schwammiges wie den »Migrationshintergrund« geht, implizit auf der Auffassung beruhen: »Diese Leute sind schon anders«. Man muss darauf achten, dass man mit Maßnahmen zur positiven Diskriminierung erstens nicht genau die Unterscheidungskriterien perpetuiert, die die positive Diskriminierung erst notwendig gemacht haben. Und zweitens, dass man damit nicht einer Viktimisierung und Stigmatisierung Vorschub leistet: »Die Armen brauchen das, weil sie es alleine nicht können«.

Nicht selten werden ja Nationalitäten oder Ethnien zum Gegenstand vermeintlich »harmloserer« Witze, sowohl positiv als auch negativ konnotiert. Sind auch solche Stereotype und Vorurteile per se abzulehnen?

Seitdem ich mich wissenschaftlich mit den Themen »Interkulturalität«, »Stereotype« und »Vorurteile« auseinandersetze, kann ich über solche Witze nicht mehr wirklich lachen. Ich habe immer das schale Gefühl: Diese Witze und das Lachen über sie, das ist das, was der Sozialpsychologe Michael Billig mal »banal nationalism« genannt hat. Deshalb sehe ich auch positive Vorurteile häufig als Ausdrucksformen dieses banalen Nationalismus. Das ist für sich genommen nicht schrecklich schlimm. Dahinter steckt aber die Unterscheidung von menschlichen Kollektiven nach ethno-nationalen Kriterien und eine wertende Zuschreibung von Eigenschaften. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich glaube nicht, dass wir kategorische Unterscheidungen und Zuschreibungen an sich abschaffen können. Ich arbeite nicht zuletzt deshalb an einer Forschungsstelle, die »Kollektivwissenschaft« im Namen trägt, weil ich glaube, dass wir Menschen uns immerfort kollektivieren. Wir brauchen das wohl – nur so bringen wir Ordnung in das uns umgebende Chaos. Aber ich meine, dass jede dieser Kategorisierungen prekär, also potenziell gefährlich, ist und wir stets in der Lage sein sollten, sie zu hinterfragen.

**Seit diesem Semester ist es an der Uni Regensburg möglich, Kollektivwissenschaft auch als Frei Kombinierbares Nebenfach zu studieren.*

Lotte Nachtmann (22)
studiert
Demokratiewissenschaft
und passt nach ihrem
Interview mit Dr. Jan-
Christoph Marschelke
noch besser auf, worüber
sie Witze macht.



ONE DOES NOT SIMPLY CREATE A MEME

WIE MEMES DIE ANALOGUE WELT VERÄNDERN

Ist es übertrieben zu behaupten, dass die Hälfte der Timeline von Social-Media-NutzerInnen den Inhalt von Meme-Seiten widerspiegelt? Vermutlich nicht. Als KommentatorInnen von zeitlichen Geschehnissen sind Memes nicht mehr wegzudenken. Doch hat man sich eigentlich schon einmal die Zeit genommen, um sich zu fragen, wie es dazu gekommen ist, dass wir über Bilder oder Videos mit Bildunterschrift lachen? Eine Exploration in die Geschichte und auch die weniger witzigen Seiten des Internetphänomens.

Ein alltägliches Szenario: Nichtsahnend sitzt man am Küchentisch, scrollt durch *Instagram* oder *Twitter*, stößt auf ein lustiges Meme, lacht. Ein älteres Familienmitglied bekommt dies zufällig mit und fragt: »Was ist denn so lustig?« »Ach, das war nur ein Meme.« »Ein was?« »Ein Meme.« »Was ist denn ein Meme?« Stille. Hektisch versucht man, ein paar schlaue Wörter aus dem Internetjargon zusammenzuklauben, um eine sinnvolle Antwort zu geben. Doch meistens kommt dabei nichts Verständliches raus. Alle, die zu unserer Altersgruppe gehören, wissen instinktiv, was ein Meme ist. Doch das mit einfachen Worten zu erklären, ist eine fast unüberwindbare Hürde. Memes haben sich schon längst zu einer Selbstverständlichkeit entwickelt und der Gedanke, dass es noch Menschen geben könnte, die nichts mit diesem Begriff anfangen können, ist nahezu undenkbar.

Das Wesen des Memes

Laut *Merriam-Webster Dictionary* stammt der Begriff »Meme« vom Evolutionsbiologen Richard Dawkins, der diesen zur Beschreibung von sogenannten kulturellen Genen im Gegensatz zu biologischen Genen in seinem Werk »The Selfish Gene« einführte. Dawkins versuchte zu beschreiben, dass die Weitergabe von kulturellen Informationen, beispielsweise Insiderwissen, genau wie die Weitergabe von biologischen Genen dem Gesetz »survival of the fittest« unterliegt. Kurzum heißt

das, dass sich die bedeutendsten kulturellen Memes durchsetzen. Deshalb kann man behaupten, dass sich auch Höhlenmalereien in die Riege der ersten Memes eingliedern lassen. Dieser Informationsgedanke übertrug sich später auf das Internet-Meme, welches im Grunde nur eine upgedatete Version der alten Memes ist. Lustige, zynische und politische Bilder und Videos, entweder eigens erstellt oder aus dem Kontext gerissen und mit einer Bildunterschrift unterlegt, werden im Internet geteilt und weiterverbreitet: Ein Meme reist um die Welt. Dabei setzen sich die Memes durch, die am lustigsten, einschlägigsten und aufsehenerregendsten sind.

Das Internet in seiner heutigen Form hat seine Anfänge in den 1990er Jahren, als Chatträume und Messageboards immer populärer wurden. In diesen Communities, oder auch per Mail, wurden kurze Clips oder gephotoshopte Bilder versandt – die ersten Online-Memes. Als mit *YouTube* 2005 die größte Videoplattform der Welt erschien, änderte sich auch das Wesen von Memes: Video-Memes wurden immer beliebter.

Zu den frühen Video-Memes gehört Rick Astleys Song »Never Gonna Give You Up«, der später als »Rickrolling« bekannt wurde (ein versteckter Link zu dem Musikvideo). Auch Challenges wie die »Ice Bucket Challenge« oder der »Harlem Shake« lassen sich als Memes klassifizieren. In den letzten Jahren entstand jedoch



© Stefanie Schneider

ein Großteil der Memes aus Fernsehserien, Filmen, Werbungen oder Musikvideos, indem Schlüsselszenen aus dem Kontext gerissen und in einen neuen Zusammenhang gebracht wurden. An dieser Stelle sage ich nur: *Herr der Ringe*, *Ancient Aliens*, *Star Wars*, *The Office* und *Jersey Shore*. Wahrscheinlich sind euch die passenden Memes bereits beim Lesen eingefallen.

Ein weiterer Trend der letzten Jahre waren politische Memes oder solche, die auf gesellschaftliche Probleme hinweisen. Das »First World Problem«-Meme nimmt die trivialeren Probleme der reichen Industrieländer auf die Schippe, indem mit einer weinenden Frau überspitzt dargestellt wird, wie lächerlich diese in Wirklichkeit sind. Den Höhepunkt politischer Memes, den US-Wahlkampf 2016, spreche ich später nochmal an.

Memes als Bewältigungsstrategie

Memes sind jedoch nicht nur ein spaßiger Zeitvertreib. Sie können uns durch das »Genau das hab' ich auch gedacht!«-Gefühl helfen, mit unangenehmen Situationen besser umzugehen, da sie ein Gefühl von Solidarität vermitteln. In der jetzigen globalen Corona-Pandemie, die bei vielen Menschen Zukunftsängste und Einsamkeit hervorruft, können die vielen Klopapier-Memes, *Zoom*-Meeting-Memes und Gammel-Memes für einen kurzen Lacher sorgen und einem bewusst machen, dass die gesamte Welt im gleichen Boot sitzt.

Sie zeigen, dass es absolut in Ordnung ist, besorgt und nicht jeden Tag in bester Stimmung zu sein. Hilfreich können Memes für Menschen mit psychischen Problemen sein. Nicht umsonst heißt es, dass Lachen die beste Medizin sei. Es ist wieder genau dieses »Genau das denke ich mir«-Gefühl, welches unglaublich heilend wirken kann. Dr. Nicole Cooper, eine US-amerikanische Psychologin an der *Union Square Practice* in New York, bestätigt, dass Memes bei Depressionen und anderen Erkrankungen dabei helfen können, dass sich Betroffene nicht alleine fühlen. Zusätzlich kann ihre Verbreitung die Entstigmatisierung vorantreiben.

Nicht zu unterschätzen ist die Möglichkeit, Memes als Vehikel dafür zu nutzen, dem Unvermögen, Gedanken und Gefühle adäquat mit Worten zu beschreiben, Abhilfe zu schaffen. Oftmals schaffen es diese Bildchen oder Videos, genau das zu vermitteln, was man mit Worten oftmals nicht auszudrücken vermag. Dennoch hat die Sache einen Haken: Da über gewisse Erkrankungen Witze gemacht werden, kann dies zur Folge haben, dass die Gedanken und Gefühle heruntergespielt werden und ihnen ihre Ernsthaftigkeit genommen wird und keine ärztliche Hilfe aufgesucht wird. Auch kann das »Oversharing« von Memes dazu führen, dass diese Bewältigungsstrategie ein Mittel zur Ablenkung wird und dazu führt, sich nicht mit den eigenen Problemen auseinanderzusetzen. Auch hier gilt: Man muss die goldene Mitte finden.

Pepe the Frog und die Alt-Right

Doch wie in so vielen Bereichen des Internets gibt es immer wieder diese eine Bewegung, die ein schlechtes Licht auf ein anfangs harmloses Phänomen wirft. Im Falle von Memes ist dies definitiv die *Alt-Right*-Bewegung. Doch was versteht man eigentlich unter der *Alt-Right*? Die *Alt-Right*-Bewegung begreift sich als parteilose, rechte Online-Gegenströmung zum konservativen Establishment. Mitglieder dieser Gruppierung sind meist männlich, weiß und jung. Hauptthemen der Strömung sind Anti-Establishment, Anti-Feminismus, Rassismus und ein generelles Problem mit »political correctness«. Und das geschieht vor allem durch Memes.

Bekanntestes Beispiel hierfür ist *Pepe the Frog*, der regelrecht zum Symbol der *Alt-Right* stilisiert wurde. Die Neue Rechte ist in ihrem Handeln sehr internetaffin und weiß es, den Mainstream zu unterwandern. Die Gruppierung agiert mit vielen Insider-Begriffen, um sich noch mehr vom Mainstream abzugrenzen. Dazu gehören Begriffe wie »cuckservatives« (mit linksgerichteter Politik liebäugelnde konservative Männer), »normies« (Normalos, die nicht zu den technisch begabten InternetuserInnen gehören) und auch die »Red-Pill« (eine Anspielung auf den Film »Matrix«).

Das Buch »Die digitale Gegenrevolution: Online-Kultürkämpfe der Neuen Rechten von 4chan und Tumblr bis zur *Alt-Right* und Trump« (2018) von Angela Nagle (eine Empfehlung als Einstieg in dieses Thema) sieht die Anfänge dieser Bewegung auf der Plattform 4chan, einem 2003 gegründeten Imageboard und Forum. Vor allem das Board »/b/ (random)« machte mit Cybermobbing-Attacken und Frauenfeindlichkeit auf sich aufmerksam.

Viele derer, die sich der *Alt-Right* zuordnen lassen, waren oder sind immer noch Teil des Forums. Natürlich kann man an dieser Stelle nicht verallgemeinern und jede/n UserIn, der/die sich auf 4chan durch's Netz klickt, unter Generalverdacht stellen. Trotzdem lassen sich eindeutig Verbindungen zwischen der Neuen Rechten und Foren wie 4chan nachvollziehen. Der Attentäter von Christchurch, der 2019 51 Menschen erschoss, tummelte sich zum Beispiel auf 4chan.

Die Brücke von der *Alt-Right* zu Trump-SupporterInnen in der realen Welt schlägt die *Alt-Light*, die die Kultur bewusst beeinflussen möchte. Zu ihren Vertretern gehören Steve Bannon und Milo Yiannopoulos. Und genau hier wären wir bei Donald Trump. Die *Alt-Right* hält den Wahlsieg Trumps für ihren größten Erfolg, da sie meint, durch unzählige politische Memes und Shitposts dem Establishment eins ausgewischt und Donald Trump zum Präsidenten gemacht zu haben. Manchmal lassen Memes einen auch etwas an der Menschheit zweifeln.

Celina Ford (21) studiert Medienwissenschaft, Politikwissenschaft und Englische Linguistik und sieht die Memekultur als zweischneidiges Schwert.



© Stefanie Schneider

Was kann man also demnächst als Antwort geben, wenn man gefragt wird, was ein Meme ist? Memes können einen zum Lachen bringen, zum Nachdenken anregen, auf gesellschaftliche Missstände hinweisen und zu einem Gefühl der Solidarität beitragen. In schwierigen Situationen können sie helfen, diese besser zu bewältigen und etwas mehr Licht am Ende des Tunnels zu sehen. Dennoch ist es wichtig genau hinzusehen, um unterscheiden zu können, was witzig gemeint und was politischer Ernst ist.

Schreibwerkstatt

In der Schreibwerkstatt verfassen Studierende der Uni bei Prof. Jürgen Daibler Kurzgeschichten und Prosa.

DIE QUARTALSBESPRECHUNG

von Tobias Demmel

»REM-Phase eingeleitet – stabil. Erwarten Berichterstattung zum ersten Quartal!«, rief Herbert aus der oberen Etage herab.

»Nur weil dieser Hirni in der Zirbeldrüse die Hebel zieht, lassen wir uns noch lange nicht an der Nase herumführen!«, tönte es von den Arbeitern im Zwerchfell, die demonstrativ etwas langsamer kontrahierten.

»Jetzt haltet mal die Luft an! Ich tu' hier auch nur meinen Job!«, erwiderte Herbert gekränkt. »Nichts als Undank erntet man, wenn man Verantwortung übernimmt!«

Um nichts in der Welt wollte ich diese Quartalsbesprechung verpassen. Als ich vor fünf Tagen hier an der Bronchialrezeption angekommen war, hatte ich noch keine Ahnung, wie aufregend mein Aufenthalt werden würde. Wie staunte ich über die interessanten Charaktere, die in diesem Körper zusammengekommen waren – hatte ich doch bisher nur mit den ausgepumpten Arbeitern in der Lunge zu tun gehabt! In ihrem Feuereifer hatten sie mich so herzlich desinteressiert aufgenommen, wie ich es mir nur wünschen konnte. Den einzigen Mitarbeiter, der Alarm schlagen wollte, musste ich leider knebeln, doch er hatte sich gut in seine Rolle eingefunden. Und dieser Luftikus von Atmungskoordinator hatte ohnehin schon damit zu kämpfen gehabt, genügend Sauerstoff durch den neuen Oralvorhang zu schleusen.

Wohl, um keinen Streik im Zwerchfell zu provozieren, schaltete sich nun zum ersten Mal die Großhirnzentrale ein: »Aber, aber! Wer wird denn gleich ausfällig werden! Wie ihr alle wisst, findet heute die ...«

Bevor die Zentrale aber auch nur richtig beginnen konnte, registrierte ich einen Temperaturanstieg im Bauchraum: »Oh weh! Oh weh! Ich leide bitt'ren Schmerz! Seit Tagen, Wochen martert mich ...«

»... die Hysterie! Seit Tagen, Wochen martert dich rein gar nichts! Von wegen, etwas wäre dir über den Buckel gelaufen! Man kann nur hoffen, dass dir deine Zirrhose bald über dein loses Mundwerk wächst!«, giftete Bernd aus der Gallenblase den Sprecher der Leber-Partei an.

»Nun lasst doch die Stimme der Vernunft sprechen!«, versuchte Herbert, sich einzuschalten, doch wurde unwirsch vom Zwerchfell-Sprecher unterbrochen:

»Ihr da oben habt leicht reden! Während hier unten alles im Chaos versumpft! Und wir müssen den Karren wieder aus dem Dreck ziehen!«

»Das kennen wir ja: große Muckis, aber wenn's ums Saubermachen geht, stellt man sich taub und blind!«, meldete sich Heiner aus der rechten Niere zu Wort.

»Genau! Und für Sauberkeit sorgt ihr auch nicht!«, ergänzte Rainer aus der linken Niere.

Mir wurde manchmal immer noch schwindelig, wenn ich diesem Stimmenchor lauschte. Während Leber und Galle meist in eine hitzige Debatte verstrickt waren, wer nun schlussendlich den mieseren Job hatte, polterte das Zwerchfell aufs Geratewohl in den Bauchraum. Heiner und Rainer würzten das Tohuwabohu, indem sie die anderen mit spitzen Bemerkungen von der Seite anredeten. Und das war nur der Anfang.

»Silentium! Herbert – erhöhe Melatoninspiegel!«

Eifrig kam dieser dem Befehl der Großhirnzentrale nach. Mit einem Schlag wurden die wild durcheinander geführten Gespräche beendet.

»Wie ihr alle wisst«, fuhr die Zentrale fort, »gilt unsere größte Sorge in diesem Quartal dem Respirationsapparat. Nachdem das Zwerchfell trotz mangelnder Affektkontrolle völlige Funktionsfähigkeit demonstrieren konnte, möchten wir den Bronchialkorrespondenten um den Status quo der Lungengesundheit bitten.«

» ... «

»Den Bronchialkorrespondenten!« Der Zentrale schien die Geduld auszugehen.

Ich erinnerte mich an den Mitarbeiter, den ich aus Notwehr knebeln musste. Ich räusperte mich:

»Hier in der Lunge läuft alles nach Plan.«

DAS LAMM IM LÖWENKOSTÜM

Es war einmal ein Lamm. Ein kleines, ängstliches Lämmchen, das unter Löwen aufwuchs und lebte. Es hatte sich einst verirrt; wurde von seiner Herde und seinem Hirten getrennt und traf auf eine Gruppe Löwen, nachdem es wochenlang orientierungslos umher gewandert war. Als es das erste Mal auf eine Gruppe wilder Raubtiere stieß, hatte es sich so sehr vor ihnen gefürchtet, dass es sich in eine verwahrloste Löwenhaut flüchtete. Als Tarnung und Schutz zugleich, denn so musste es sich nicht mehr fürchten. Diese hatte es seitdem nicht mehr abgelegt.

Und so kam es, dass die Löwengruppe das Lamm für eines ihresgleichen hielt – einen starken, mutigen Löwen. Aus Furcht davor, in der gefährlichen Savanne verloren zu gehen oder einem wilden Tier zum Opfer zu fallen, blieb das kleine, ängstliche Lämmchen bei den Raubkatzen. In der Gruppe fühlte es sich sicher. Die Herausforderung jedoch war, nicht aufzufallen. Ob ihm das auf Dauer gelingen würde? Ruhig und still im Schutzwall der Gruppe zu leben, ohne unnötige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Es musste es versuchen.

Diesen Entschluss hatte es spätestens dann getroffen, als eines Abends eine der alten, kinderlosen Löwinnen das kleine Lamm zu sich gezogen und es mütterlich liebkost hatte; sein schmutziges Fell, die Löwenhaut, vom Schmutz des Tages befreit.

Es hatte nie die Liebe einer Mutter gespürt. Nie die Wärme. Sie, die Löwenmutter, würde auf das kleine Lamm aufpassen. Auch wenn sie nicht zu wissen schien, dass ihr neugeborenes Junges eigentlich kein Löwenkind war.

Die Zeit ließ sich nicht aufhalten. Nie war sie aufhaltbar gewesen. Also verging sie. Zunächst in Wochen, dann in Monaten und schließlich in Jahren, ohne dass die Tarnung, das Löwenkostüm des Lammes, aufgefliegen war. Es hatte gelernt, sich den großen Raubtieren anzupassen, wie sie zu sein. Sich wie ein tapferer Löwe zu benehmen, wie einer zu gehen, wie einer auf der Hut zu sein und selbst das zu essen, was die Löwen aßen. Es war innerlich zum Löwen geworden, fühlte sich manchmal jedoch wie das schüchterne, verwahrloste Lämmchen, als das es einst gekommen war. An manchen Tagen hatte es sogar das Gefühl, besonders auf der Hut sein zu müssen – zum Beispiel dann, wenn die Löwen hungrig waren, denn dann streifte der große Anführer des Clans teilweise stundenlang auf und ab oder umkreiste seine Gruppe mit großen, gefräßigen Augen, in der Hoffnung etwas Essbares zu erblicken.

Ja, besonders in solchen Momenten zitterte das kleine Lämmchen so sehr vor Angst, dass sich seine Löwenmutter sorgte. Gleich würde die Tarnung auffliegen. Und die Löwen würden entdecken, was sich unter dem Kostüm verbarg – würden es ihm herunterreißen und mit ihm das Lamm selbst in tausend Stücke. *Aber wieso begriffen die Löwen denn nicht, dass ich keiner ihresgleichen bin? Dass ich nicht wie sie bin und niemals wie sie sein werde. Kein starker, mutiger Löwe, sondern nur ein schwächtiges Lamm, das einst vom Weg abgekommen ist?* Es dachte, seine Gedanken waren an manchen Tagen so laut, dass jeder Löwe sie aus zwei Metern Entfernung hören konnte. Oder zumindest wittern. Konnten Löwen denn nicht wittern? Es war ihm oft ein Rätsel.

Doch niemand bemerkte die Andersartigkeit des unschuldigen Tieres. Nicht einmal die kleinen Löwenkinder, die es – ohne groß zu zögern – in ihren Kreis aufgenommen hatten und seit jeher mit ihm um die Wette tob-

ten und spielten. Vor lauter Löwen war das Lamm an manchen Tagen selbst davon überzeugt, Zähne und Krallen wie einer zu besitzen, zubeißen und krallen zu können – wie ein echter Löwe.

Manchmal verließen die Raubkatzen einen Ort, streiften in der Savanne umher und ließen sich an einem neuen Ort nieder – so wie dieses Mal.

Sie waren unterwegs und hatten gerade eine Rast eingelegt. Gierig hielten die Löwen ihre großen Mäuler in eine einzige Wasserlache, während die Sonne erbarmungslos auf sie niederbrannte. Immer mehr drängten sich um die nicht allzu große Lache – so auch unser Lämmchen. Es fühlte sich, als könnte seine kleine Zunge das Wasser kaum schnell genug in seinen Mundraum befördern, so ausgetrocknet und erschöpft fühlte es sich – besonders nach all den zurückgelegten Kilometern. Dann passierte es.

Einer der Löwen, der nicht richtig an das Wasser herankam, riss das Lamm so ruckartig nach hinten, dass es quer über den Boden rollte und seinen begehrten Platz freigab. Augenblicklich krümmte es sich ängstlich zusammen und blieb regungslos am Boden liegen. Es hatte Angst, auch nur einen Muskel zu bewegen. Jetzt ist es vorbei, dachte es nur, denn ihm war klar, dass sein Kostüm unter der heißen Sonne nicht fest genug auf seiner zarten Haut lag. Es ging nicht anders; es musste verrutscht sein und einen Blick auf die Lammhaut freigegeben haben.

Tränen stiegen ihm in die Augen.

Nach all der langen Zeit ist meine Tarnung aufgefliegen. Jetzt werden die Löwen bemerken, dass sie sich die ganze Zeit mit einem Lamm herumgeschlagen haben und mich fressen. Kurz dachte es an seine Löwenmutter und daran, dass sie nicht stark genug sein würde, um all die riesigen Löwen abzuwehren.

Doch mit den Sekunden, die verstrichen, geschah nichts. Rein gar nichts. Ganz langsam und vorsichtig richtete es sich auf, um zu verstehen, was los war. Der Löwe, der es weggetreten hatte, war gierig zusammen mit den anderen Löwen über das Wasser gebeugt und schenkte ihm keinerlei Beachtung. Auch die übrigen Löwen verhielten sich wie immer und musterten es nicht länger als nötig. Als nach und nach die Löwen ihren Durst gestillt und sich entfernt hatten, trat das Lamm an die Wasserstelle heran und musterte sein Spiegelbild.

Und was es sah, erschütterte es zutiefst. Denn was es sah, war kein kleines, ängstliches Lämmchen, das unter einem halb verrutschten Löwenfell steckte. Es sah einen jungen, noch nicht ganz ausgewachsenen Löwen.

Es entdeckte seine großen Tatzen, die messerscharfen Krallen, die angedeutete Löwenmähne. Große, raubtierhafte Katzenaugen, mit denen es weit in die Ferne sehen konnte, scharfe Zähne zum Reißen seiner Beute – so, wie es sich selbst immer vorgestellt hatte, es immer gespielt hatte.

Doch wo war das eigentliche Löwenfell? Es musste mit den Jahren aus ihm herausgewachsen sein, ohne es zu bemerken. Es verloren haben, ohne es zu realisieren.

Er, der Löwe, schüttelte seine Löwenmähne und war sich mit einem Mal bewusst, dass es sein Leben lang in Angst gelebt hatte. Und es wusste den Grund, weshalb der Schafhirte ihn fortgejagt hatte: Weil er nicht das ängstliche Lämmchen war, für das es sich selbst sein Leben lang gehalten hatte. Es war ein Löwe.

Und das Löwenkostüm?
Selbst wenn es eins gegeben hätte: Es hat nie ein Kostüm gegeben.

KURZGESCHICHTE

IM BLICK DER WORTE

von Yvonne Mikschl

Kira Langman blickte lange auf die leeren Zeilen ihrer Schreibmaschine. Die Sonne schien, der Himmel war wolkenlos. Die Frau mit den langen, goldenen Haaren sollte noch eine Geschichte schreiben, bevor der Tag zu Ende ging. Ihre Berufung, seitdem sie ein kleines Mädchen war und noch in der Stadt wohnte. Trotzdem saß sie in ihrer Villa am Meer; auf dem Tisch der Veranda stand die Schreibmaschine. Irgendwie fehlte ihr die Inspiration. Obwohl ihr Blick den Worten galt.

Sie stand auf. Das lange wallende Kleid fiel zu Boden und bedeckte sanft wie eine Feder ihre braungebrannten Beine. Anmutig stieg Kira die Stufen, die die Veranda der Villa vom Strand trennten, hinab und schritt durch den feinen Sand zum blaugrünen Wasser. Ihren Anblick beschrieben die Winde um sie herum wie den einer mächtigen Göttin. Am Wasser küsste die sanfte Brandung ihr Kleid. Kira atmete durch. Der Wind strömte in ihre Lunge und bewegte behutsam ihr Haar. Eine Weile lang genoss Kira das Rauschen des Meeres und blickte in die Wellen.

Ihr war eine Idee gekommen. Das Blaugrün des Meerwassers brachte sie darauf. In der Villa angekommen lief sie zielsicher in ihr Schlafzimmer, zog die Vorhänge auf und holte unter dem Bett eine große, holzbelasene Truhe hervor. Der Staub von Jahrhunderten musste sich darauf befinden, dachte Kira und versuchte sich zu erinnern, wann sie die Kiste zuletzt aus ihrer Versenkung herausgeholt hatte.

Das große Eisenschloss, das schon leichter Rost zierte, ließ sich für Kira leicht öffnen. Sie hob den Truhendeckel an: Eine Schatztruhe mit Dingen aus Kiras Leben auf Reisen. Besonders Edelsteine waren eine Faszination für sie, die sie im Laufe ihres Lebens nicht losließ. Sie liebte Diamanten, die das Licht in sich fingen und es gebrochen in allen Farben des Regenbogens zurückwarfen. Sie war fasziniert von Saphiren, die das Blau des Meeres greifbar machten. Amethyste, die das Lila des Schmetterlings aufnahmen. Rubine, die trotz ihres kräftigen Rots nicht die Steine der Liebe waren. Aber Kiras absoluter Favorit war der Lapislazuli, dessen Blau ihre Seele mit Wärme und ihre Gedanken gleichzeitig mit Kälte füllen konnte. Er spiegelte das Ultramarin des tiefen Ozeans wider. Sie trug diese Kette immer – ob in Tagen schwerster Krankheit oder in Tagen hellster Freude und des Glücks. Kira, die immer auf der Suche nach Inspiration war, blickte lange auf die kostbaren Steine.



Lange saß sie vor der Truhe und erinnerte sich an ihre letzte Geschichte zurück, die sich um Piraten und Meerjungfrauen drehte. Damals hatte sie auch ewig vor der Truhe sitzen müssen, bis ihr die Inspiration kam. Nachdenklich nahm sie einen Goldtaler und betrachtete ihn im einfallenden Sonnenlicht. Die Prägung erinnerte sie an das alte Persien. Und da war die Idee, die Kira so lange gesucht hatte: Der Blick der Worte kam ihr in den Sinn nach dieser langen Zeit. Sie setzte sich an ihre Schreibmaschine. Noch lange nach Sonnenuntergang tippte sie in die Maschine. Und schon bald darauf konnte Kira Langman den Blick auf's türkisblaue Meer wieder genießen. Und erneut den Blick der Worte suchen.

PLATZIERT

REGENSBURGER LIEBLINGSORTE

von Pauline Fell

In der letzten Ausgabe hat euch Maxi schon seinen Lieblingsort in Regensburg vorgestellt: der Dreifaltigkeitsberg und der Blick von dort aus über die Stadt. Dieses Mal geht es um eine meiner Lieblingsstrecken in Regensburg – die Winzerer Höhen. Dort gefällt es nicht nur mir und anderen SpaziergängerInnen sehr gut, auch die Römer bauten an den Hängen bereits Wein an. Nachdem man also die Aussicht des Dreifaltigkeitsbergs genossen und sich von dem Anstieg erholt hat, empfiehlt es sich, noch ein Stück weiter hoch Richtung Nordosten zu gehen, bis man sich in der Straße ›Auf der Winzerer Höhe‹ befindet. An deren Ende beginnt die Natur: Felder, Wiesen, Waldstücke ... Hier gibt es zahlreiche Möglichkeiten: Eigentlich kann man endlos weiter gehen, sogar bis zum Adlersberg, den der eine oder andere wohl schon vom *Palmator* kennt. Der Hauptweg führt parallel zur Donau Richtung Osten, schon nach 15 Minuten hat man einen hervorragenden Blick über Regensburg und den Dom. Verlaufen kann man sich trotz der ganzen abzweigenden Pfade allerdings nicht, da man immer wieder auf Wegweiser trifft. Der wohl bekannteste Weg ist der Albertus-Magnus-Weg – ein Hörpfad mit zehn Stationen, der von der Seidenplantage zum Adlersberg führt. Die zugehörigen Audiodateien erhält man mit dem



Der Blick auf Regensburg von den Winzerer Höhen aus.

Smartphone oder über QR-Codes. Langweilig wird es nicht, man kommt an Schafen und Ziegen vorbei und es gibt sogar einen Grillplatz. Für Tagfalter, Heuschrecken und geschützte Pflanzen sind die Winzerer Höhen eines der wichtigsten Reservate in Regensburg. Und wenn es einem dann doch zu blöd wird, läuft man entweder steil den Berg runter und

entlang der Donau wieder in die Stadt oder man geht zurück zur Dreifaltigkeitskirche, ruht sich dort nochmal aus und sieht sich den Sonnenuntergang an.

Mehr Infos gibt's unter lpv-regensburg.de/projekte/winzerer-hoehen/.

DANKSAGUNG

Wir danken unserer Redaktion, ohne deren Ideenreichtum, Einsatzbereitschaft und Schreiblust das Projekt *Lautschrift* neben dem Studium nicht möglich wäre. Ein ganz herzliches Dankeschön geht an unser Layoutteam insbesondere um Laura Hiendl, das mit bewundernswertem Elan und Kreativität dieser 29. Ausgabe ihr Gesicht schenkt. Und zuletzt bedanken wir uns beim *Studentischen Sprecher*innenrat*, der dieses Projekt Semester für Semester ermöglicht.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Die *Lautschrift* stellt ihrem Selbstverständnis nach eine offene Plattform für alle Studierenden der Universität Regensburg dar und will einen Beitrag zur »Förderung der geistigen, musischen und sportlichen Interessen der Studierenden« (Art. 52 Abs. 4 *BayHschG*) leisten.

WERDE TEIL DER *LAUTSCHRIFT!*

Du kannst nicht genug
von uns kriegen?

Folge uns doch auf
Facebook und
Instagram!

Du bist aufgeschlossen und
engagiert?

Du bist bereit, auch mal über den
eigenen Tellerrand zu blicken?

Du hast Spaß und Freude am
Schreiben, Layouten oder
Fotografieren?

Dann bist Du bei uns genau an der richtigen Adresse!
Unsere Redaktion setzt sich aus Studierenden aller Fachrichtungen zusammen
– von Philosophie und Politikwissenschaft über Kunstgeschichte und
Psychologie bis hin zu Medizin und Physik –
je bunter, desto besser!